



Inhalt: Der Geist des Rauches und die Tochter der Luft (mit Illustration von P. Nisse). — Die Wappenthiere der Wolfsburg, von M. G. von Sz. Jv an. — Eine vergessene Mode, von George Hefel. — ...



Der Geist des Rauches und die Tochter der Luft.

Ein politisches Märchen.

(Mit einer Illustration von P. Nisse.)

„Hebt er sich aufwärts Und berührt Mit dem Scheitel die Sterne, Nirgends haften dann Die unsichern Sohlen, Und mit ihm spielen Wolken und Winde.“



Es stand einmal ein Schornstein mitten auf dem Dach. Aus ihm stieg der Rauch alle Tage hervor.

Es war ein ganz besonderer Rauch, und ich will es gerade heraus sagen, er hatte keinen festen Charakter.

Bald machte er sich ungeheuer breit und stieg hochmüthig in die Luft, bald war er herablassend und neigte sich zur Tiefe, bald erschien er frisiert mit hübschen, veilchenblauen Ringellocken, bald wand er sich wie Zeltängerjelleber, bald steif und ernsthaft wie ein englischer Korkzieher, bald majestätisch wie ein Eichbaum mit der Krone, bald glänzend wie die Wolke am Himmel.

Er hatte entschieden Launen wie alle vornehmen Leute, er war seiner Natur nach flüchtig und dennoch rührte er oft zu Thränen, er war sehr wankelmüthig, immer heißend, sehr conservativ gesinnt und verstand sich besonders gut auf Bücklinge.

Es war an einem schönen Morgen; Suitsopoita (so hieß dieser Herr von Rauch) stieg kerzengerade in die Höhe und kräuselte sich in die herrlichsten Locken. Darauf war er sehr stolz. Er sah aus wie ein brünetter junger Herr, der vom Friseur zum Ball eilt.

Es begab sich aber zu derselben Stunde, daß auch Zlmatar, die frische Tochter der Luft, eine Morgenpromenade machen wollte. Sie war sehr frei erzogen, aber hell und rein geblieben, sie haßte Alles, was dumpf und moderig war; den Rauch konnte sie gar nicht leiden und sie fuhr gerade auf ihn los, so daß er ganz schief wurde, und einige seiner besten Locken sich verwickelten.

„Wie dürfen Sie es wagen, mich aus meinem Gleichgewicht zu bringen?“ fuhr der Rauch sie an. „Ist denn nicht Platz genug in der Welt für Sie, Fräulein Windbeutel? Wer weiß denn, wo Sie her sind? Aber ich! Wissen Sie nicht, Sie Landstreicherin, daß ich zu einem hohen Hause gehöre, ja! und was mehr sagen will, zu einem alten Hause?“ Und dazu einem vornehmen Hause?

Dabei sah er wohlgefällig auf das alterthümliche Dach aus Schieferplatten, mit Vorsprüngen und Erkern und Wappen, und auf die Tauben, die sich wie kleine losgerissene Rauchwölkchen hin und her wiegten, und auf die grauen Sperlingsweibchen, die sich mit ihren Männern zankten, und dann schaute er noch tiefer in die Straßen, wo die grauen Menschen geschäftig hin und her liefen, nicht viel größer, wie Sperlinge und eben so streit- und zankfüchtig!

Das Haus war wirklich sehr hoch! Zlmatar aber betrachtete den Rauch eigentlich doch nur wie einen Emporkömmling, ein Nichts. Sie sah ihn daher nur flüchtig an und sagte:

„Gehen Sie mir aus dem Wege! Wir haben Nichts miteinander zu schaffen.“

Nun ärgerte sich der Rauch, daß er schwarz wurde, und qualmte und puffte seiner Gegnerin die allerdicksten Wolken ins Gesicht.

„Sie wollen sich hier wichtig machen!“ rief er zornig. „Sie leben in den Tag hinein, schweifen so ins Blaue, treiben sich mit allen vier Winden herum, Sie Ramsell Ueberall und Nirgends! Sehen Sie mich an! Ich arbeite den ganzen Tag. Des Morgens helfe ich drei Defen anzünden und einen Kamin, heute Vormittag habe ich zwei delicate Würste geräuchert und im Fluge durch den Schornstein einen noblen Schinken und drei pommerische Gänsebrüste; es ist mir dabei ganz heiß geworden. Und noch nicht genug: Ich hörte in der Küche, daß wir Gäste erwarten. Da habe ich schnell in die Töpfe geguckt. Es werden sechs Gerichte gefocht, und ich habe alle Hände voll zu thun. Aber ich muß mich schonen, sonst geht mir der Athem aus!“

Die Tochter der Luft dachte: Das haben doch Feuer und Wasser gethan! Aber sie schwieg; denn: Mohnen und Rauch wäscht man nicht weiß, sprach sie zu sich, lassen wir ihm seine vornehmen Illusionen.

„Sehen Sie,“ sagte der Rauch, „ich arbeite, daß mir der Kopf raucht; was können Sie?“

Dabei sah er verächtlich auf das dünne Gewand, das die schlanken Glieder der Tochter der Luft nur lose verhüllte, und umgab sich mit den stattlichsten Rauchwirbeln.

Die Tochter der Luft blieb aber ruhig und sanft. Sie konnte wohl schneidend werden, aber im Monat Mai that sie es nicht gern, um ihren lieben Blumen nicht weh zu thun. Sie blickte in die Straße hinab und sagte lächelnd: „Ich kann doch was.“

Eben kam ein kleiner sechsjähriger Knabe mit dem Schutränzchen und lief fröhlich auf das hohe Haus zu. Schnell hauchte Zlmatar seine Wangen an, und sie wurden wie zwei Rosen.

„Ist das nicht hübsch?“ rief sie. „Sie, mein stolzer Herr, verstehen nur anzuschwärzen, ich aber gebe die Farbe der Gesundheit.“

„Davon wird der Junge nicht satt,“ sagte der Rauch grob. „Meine Mettwürste werden ihm besser thun.“

Hiergegen wußte die Luft Nichts zu erwiedern und flog daher schnell zum Wetterhahn auf dem hohen Stadtturm und bat ihn, den Streit zu schlichten.

Es war ein alter eiserner Wetterhahn, der sein Leben lang sich nach jedem Winde gedreht hatte und doch nie vom Fleck kam. Als nun Zmatar ihm ihren Fall vorgelegt hatte, drehte er sich erst ein paar Mal auf seinem Absatz herum und sagte dann mit etwas freisender Stimme: „Lassen Sie dem Prahlhaus doch sein Vergnügen. Ihn eines Besseren belehren wollen, hieße in den Wind predigen. Seine Verdienste in der Rauchkammer sind nicht abzuleugnen; so wie er sich aber überhebt, ist er zu Nichts nützlich. Sie müssen wissen, meine Liebe, ich verlese hier oben manche einsame Stunde, wenn die Dohlen sich nicht gerade auf meinen Rücken setzen. Dann stelle ich Vergleiche an. Zum Beispiel, sehen Sie da drinnen den kleinen Herrn, der die Strafe herauf kommt. Er hat viel Aehnlichkeit mit Ihrem Gegner. Beide sind sehr heißend, sehr dünn, sehr leichtsinnig, sehr stolz und lieben das Kränzeln. Sehen Sie, wie er sich beständig die Spitzen seines Schnurrbarts dreht!“

Zmatar lachte, stößte unsichtbar herab und farbte dem Herrchen die Nasenspitze ganz rosa. Er merkte es aber nicht.

Sie war über ihren Schabernack noch hoch erfreut, als ein Brausen durch die Luft zog und über das Dach des hohen Hauses fuhr. Festig kämpfte der Rauch oben. Immer in die Flucht geschlagen, kehrte er immer wieder und versuchte in die Höhe zu steigen. Zuletzt sprühte er dem Sturm Feuerfunken ins Gesicht, dieser aber kehrte sich an Nichts, kammte die Locken des Geistes glatt und wehte sie fort, so daß die Funken dahinstoben.

Zmatar war sauer von Natur und hielt sich abseits von dem Kampf; da aber kam ihre wilde Schwester, die Windsbraut, dem Sturm zu Hilfe und die fuhr dem Geist des Rauchs in die Perücke und zauselte ihn tüchtig. Der Sturm aber sprengte auf seinem weißen Nebelkroß quer über den zu Boden geschlagenen Feind, wie St. Georg über den Lindwurm. Von der Hitze des Kampfes zerfloß der Nebel und löste sich in große Tropfen auf.

Nun litt aber der Rauch an einem Erbübel, dem Zitterleiden, er konnte keine Feuchtigkeit vertragen und duckte sich deshalb schnell in den Schornstein! Um jedoch seinen Rückzug zu beschönigen, sagte er laut: „Ich will doch einmal nachsehen, was meine Wirthsleute da unten treiben!“

Das hatte indeß nur eine alte Dachlufe gehört, welcher alle Glascheiben, bis auf eine, ausgeschlagen waren. Mit diesem einen Auge sah sie den Rauch etwas zweifelhaft an.

Der Rauch hatte es mit Fleiß laut gesagt, denn die Eitelkeit will doch immer Etwas gelten und vorstellen, und wäre es auch nur bei einer alten einäugigen Dachlufe.

Nun fuhr der Rauch durch die Oefentür in das Zimmer. Hier saß der kleine sechsjährige Junge, der sein Ränzchen abgelegt hatte, an einem wackeligen Tisch und spielte mit Bleisoldaten.

Er war ganz glücklich; denn er brauchte nicht in die Schule zu gehen, die Mama hatte ihn zu Hause behalten wegen des schlimmen Wetters.

Die Soldaten standen sich gegenüber und zielten unaufhörlich auf einander, und aus den Flintenläufen kam Feuer und zinnerner Rauch heraus. Beides ganz natürlich gemalt. Es gab heute eine furchtbare Schlacht, und der Rauch kam neugierig näher, denn er müßte sich gern in Alles.

„Feuer!“ commandirte der Junge mit den Rosenwangen und schlug mit der kleinen Hand auf das Tischchen. Da gab es ein Erdbeben, und die zwei Armeen fielen einander in die Arme und purzelten zu ganzen Bataillonen nieder.

„Hurrah!“ rief der Junge. „Das ist eine Schlacht! Es hat gedonnert, und nun raucht es ordentlich!“

„Daran soll es nicht fehlen,“ dachte der Rauch, drang nun mächtig vor und senkte sich wie eine dicke Pulverwolke auf das Schlachtfeld nieder.

„Du abscheulicher Rauch!“ rief der Knabe und rieb sich die Augen. „Wart! ich will Dich todtschießen!“ Damit knallte er aus seiner kleinen zinnernen Pistole mitten in den Rauch. Aber das half ihm Nichts. Er hatte wohl vorbeigeschossen!

Auf den Knall kam die Mutter herein und rief: „Ach, der abscheuliche Rauch! Die Fenster auf! hinaus mit ihm!“ Damit öffnete sie weit die Fensterflügel, und Zmatar, die bescheiden draußen gelauscht hatte, strömte in herrlichen, breiten Wellen herein.

„Siehe da!“ rief sie kühl, „treffen wir uns hier wieder?“ und damit drang sie tüchtig auf ihn ein.

Der Rauch wehrte sich aus allen Kräften, denn sie trieb ihn sehr in die Enge. Aber nun öffnete die Mama das andere Fenster, da verwandelte sich die sanfte Zmatar in eine wilde Person, die Zugluft; die kann zwei offene Fenster nicht leiden und segt Alles vor sich einher.

So war auch für den Geist des Rauchs kein Bleiben, die Zugluft jagte ihn aus einer Ecke in die andere und zuletzt zu allen Fenstern hinaus. Die wurden dann wieder geschlossen, und zugleich war Zmatar wieder gelind und mild, aber durchs Oefenloch rief sie dem Rauch noch Etwas nach, denn als Frauenzimmer wollte sie doch das letzte Wort behalten.

Sie sagte:

„Jetzt sehen Sie, wozu ich auch noch gut bin. Ich verstehe es, Unverschämte, die der Welt einen blauen Dunst vormachen wollen, an die Luft zu jucken!“

E n d e.

Pauline von S.

Die Wappenthier der Wolfsburg.

Eine Geschichte von M. G. von St. Ivan.

Auf grüner Höhe lag das Schloß, ein echt feudaler Bau mit runden Erkerthürmen und bauchigen Kuppeln. Am Fuße der Anhöhe lag das Städtchen — ein spitzgebügeltes, mittelalterliches Krähwinkelfchen — und sah bewundernd zu dem Schlosse empör. Wir denken uns wenigstens, daß es im Mittelalter so zu seinem jeweiligen Schirm- und Zwingherrn aufgeschaut habe. Mit dem Schirmen und Zwingen war es nun freilich längst vorüber, aber die

kleinen Bürger des kleinen Städtchens rissen doch noch respectvoll ihre Hüte und Mützen vom Kopfe, wenn die Equipage vom Schlosse über ihr holperiges Pflaster rollte. In der Equipage lag in der Ecke links der Graf, rechts die Gräfin Cypriani, eine geborene Großbojarin, und Beide nickten huldvoll den Abkömmlingen einstmaliger Frohnhöfen und Vasallen der Wolfsburg zu. Graf Cypriani war einmal ein armer Lieutenant gewesen, der Nichts hatte, als seinen Titel, seinen Säbel, seine Sporen, seinen schwarzen Schnurrbart und seine Schulden. Mit allen diesen Besitzthümern wußte er geschickt zu operiren und Herz, Hand und Schloß eines deutschen Reichsfreiräuleins zu gewinnen. Das Reichsfreiräulein von Wolfsberg war nicht schön, aber so klug und bescheiden: nachdem sie ihre weibliche Berufspflicht erfüllt und dem Gemahl ein Töchterlein geboren hatte, aus dieser Welt voll Mängel sich zurückzuziehen und den Exlieutenant zum Wittwer und nutzbringenden Besizer der Wolfsburg zu machen. Der Graf verreise nach dem Verluste der Gemahlin mit seinem kleinen Töchterlein und seinem muthmaßlich größeren Schmerze. Das Töchterlein gab er in Pflege und Erziehung zu Seitenverwandten der verstorbenen Mutter, mit dem Schmerze fuhr er in die weite Welt hinaus, um sich gelegentlich auch dieser Würde des Anstands zu entledigen. Graf Cypriani war ein wohlhabender und vornehmer Mann geworden; er brauchte sich nicht zu überlegen, seine Existenz nochmals zu verbessern. In einigen Jahren hatte er das rechte Medium dafür gefunden und kehrte mit der kleinen Großbojarin als seiner zweiten Gemahlin und einer Million blanker Ducaten, wie die Bürger des Städtchens behaupteten, nach dem deutschen Schlosse zurück. Das Kind des verstorbenen Reichsfreiräuleins wurde von den Verwandten zurückgenommen und nunmehr auf dem Sitze seiner Ahnen, unter dem Protectorat der kleinen Großbojarin, von verschiedenen Bonnen und Gouvernanten erzogen. Man lebte heiter und gesellig auf der Wolfsburg; es wurde herbeigezogen, was sich an salonsfähiger Menschheit in einem mäßigen Umkreise ereignete, um ein Publicum zu haben für Festlichkeiten und Ueberraschungen. Graf Cypriani war ein Ausländer. Alles, was sich um und in dem deutschen Schlosse befand, war dagegen urdeutsch. Das Cypriani'sche Ehepaar allein stand fremder zu seinem Hause, als sämtliche Gäste, die sich darin einfanden. Die Ahnen des seligen Reichsfreiräuleins, mit steifen Halskrausen und Allongeperrücken, mit goldgestickten Sammetwämern und Eisenharnischen, starrten verwindend von allen Wänden auf diese fremdländischen Nachfolger im Stammbesitz. Nur das blonde Kind des Hauses, die Tochter der letzten Wolfsberg, erinnerte an ihre germanischen, mütterlichen Ahnen durch die Aehnlichkeit der Erscheinung.

Ueber zehn Jahre waren seit der Rückkehr der Cypriani's auf die Wolfsburg verstrichen. Die kleine Großbojarin hatte Cecile keine Geschwister gegeben, diese blieb die unbestrittene Erbin des Schlosses und vielleicht auch der Ducaten, so viel einstmals die Feste und Ueberraschungen davon übrig lassen würden. Obgleich die junge Erbtöchter erst fünfzehn Jahre zählte, war sie doch schon ein Ziel für die Pläne hochstrebender Anfänger der Staatscarriere und kühner Lieutenants, welche in dem Städtchen oder dessen Umkreise ihren Dienstpflichten oblagen. Aber auch von der aristokratischen Nachbarschaft wurde „la petite Cypriani“ in Betracht gezogen, der Umgang mit den Eltern cultivirt und den blauen Söhnen Aetigkeit gegen Cecile eingeschärft. Vor den sporenküßenden Galanterien der Lieutenants fürchtete sich Cecile, die Aufmerksamkeit der angehenden Staatsmänner benutzte das arglose Kind, und die Albernheiten der Junker machten sie unartig.

Eines Tages wurde wieder ein Fest auf der Wolfsburg gefeiert, und man saß noch bei Tische, in einem großen Saal, in welchem viele Ahnenbilder hingen. Rechts neben Cecile saß ein Lieutenant, die Seite links deckte die Gouvernante. Cecile wurde von dem Lieutenant sehr in die Enge getrieben, sie wußte seinem scharfen Witz nicht mehr zu antworten, war rosig überglüht bis unter den blonden Scheitel, und ihre blauen Augen schlüchteten zu einem schönen Jüngling vis-à-vis, bei welchem sie immer Zuflucht suchte, wenn sie über die ihr unverständliche Welt beunruhigt oder empört war. Der schöne Jüngling aber war nur ein Bild, das lebensgroße Portrait eines Vorfahren. Er trug einen grünen Sammetrock, und eine Reicherin saß schief auf den dunklen Locken. Eine Hand stützte er auf sein schwerfälliges Geschloß, und die andere lag auf dem prächtigen Kopf einer großen Rinde, die jagdlich zu ihm aussah. Der unbarmherzige Dragoner verfolgte Cecile's hilflosen Blick bis zu dem Muhl ihres gemalten Freundes. „Sie fliehen umsonst zu dem schönen Bild des Urgroßvaters Ihrer Großmutter, Comtesse, diese stummen Ritter vertheidigen nicht mehr die Damen,“ sagte er unerbittlich. Cecile's Verlegenheit ging nun in Unwillen über, und eifrig erwiederte sie: „Dieser Wolfsberg gehört nicht zu meinen Urvätern; er wurde auf der Jagd erschossen, in dem Alter und Anzug, worin er hier abgebildet ist.“

„Schade um den hübschen Jungen,“ sagte erhaben der Lieutenant und setzte das Binocle auf die Nase, obwohl er sehr gut sah. „Ja wohl Schade,“ versetzte Cecile, sich in ihrem Liebling beleidigt fühlend, „es gibt gar keine —“ sie wollte sagen „Lieutenant“, sprach aber „keine Menschen mehr, die ihm gleichen.“

„D,“ wendete der Lieutenant sich wieder zu Cecile, „da muß ich widersprechen. Dort am Tischende sitzt eine lebende Copie dieses gemalten schönen Jägers. Sie werden finden oder haben es schon gefunden, daß der junge Mann Ihrem Lieblingsportrait sehr ähnlich ist.“

Der Lieutenant hatte die Wahrheit gesagt. Dort unten am Tischende saß ein junger Mensch, der wirklich dem hübschen Jäger auf dem Bilde glich. Sein dunkles Haar bog sich in eben so dichter Welle um die Stirn, die braunen Augen waren ebenso feurig leuchtend, und auch ein erster Anflug von Bart legte sich mit weichen Schatten um den freundlichen Mund. Cecile's Blick folgte betroffen jenem des Lieutenants. War ihr die Aehnlichkeit früher nicht aufgefallen, oder verwirrte sie die Erwähnung derselben — ihr Auge ruhte einige Momente träumerisch auf dem jungen Manne, dann senkte sie es schweigend.

„Haben Sie die Aehnlichkeit wirklich erst jetzt entdeckt, Comtesse Cecile?“ quälte der Lieutenant wieder. „Sagen Sie mir, welches Amt hier im Hause bekleidet denn eigentlich der junge Adonis?“ setzte er hartnäckig hinzu, als keine Antwort erfolgte. Kaum aber hatte der kecke Dragoner diese Worte gesprochen, als sich Cecile's ganzer Muth und Zorn wieder fand und gegen ihn aufstürzte. „Max Wold bekleidet keine andere Stelle hier, als die eines Verwandten, seine Großmutter war eine Wolfsberg!“ sprach sie stolz und schleuderte blaue Witze aus ihren großen Augen, welche den dreisten Frager vernichten sollten. Leider fand er sich aber durch den Backfischgrimm nur amüfirt, verneigte sich spöttlich und sagte:

„Comtesse Cypriani muß mich bei der Cousine entschuldigen, daß ich die Familienbeziehungen nicht genauer kannte. Herr Wold wurde nicht vorgestellt.“ Danach blinzelte er noch einmal nach dem besprochenen Gegenstand hinüber und widmete hieran seine ungetheilte Huldigung den eben servirten Wachtelpasteten. Max Wold hatte es bemerkt, daß er Gegenstand der lebhaften Conversation zwischen der Cousine und dem Offizier, und sein Gesicht glühte wie im Widerschein von Cecile's heißen Wangen. Die feurigen Augen begegneten dem Blick des Lieutenants trotz und herausfordernd.

Es war nicht sehr wunderbar, daß der junge Mann dem Bilde ähnelte; er gehörte in der That zur Familie als ein Enkelkind jener Großtante Cecile's, welche zum Schrecken der Verwandtschaft durch eine Miß- und Liebesheirath einen bürgerlichen Mann und Namen unter die Wolfsberge gebracht hatte. Als die erste Gräfin Cypriani starb, war der Lieutenant-Gemahl froh, Max Wold's Eltern, den einzigen Verwandten des Reichsfreiräuleins, sein Töchterlein anvertrauen zu können, und er ließ mit ihnen immer auf gutem Fuße. Der Sohn des Bauernathen Wold durfte seine Ferien, als Banacademiker, gewöhnlich auf der Wolfsburg zubringen, wo der geschickte und anspruchslose junge Mensch wohl gelitten war. Den Junkern, Lieutenants und angehenden Staatsmännern ging er gerne aus dem Wege, und er thaten ihm meistens die Ehre an, ihn zu übersehen. Max Wold hatte physikalische Kenntnisse, er wußte Wasserkinste einzurichten, war ein tüchtiger Pyrotechniker und hatte überhaupt Genie und Geschmack, alle Cypriani'schen Einfälle künstlerisch zu gestalten. Er war oft der Leiter, die unsichtbare Seele der auf der Wolfsburg gegebenen Feste und dabei gebotenen Ueberraschungen.

Nach dem Ausbruch von der Tafel floh Cecile die Nähe des „entsetzlichen“ Lieutenants, wie sie nur konnte. Auch vor der Bilde des hübschen Jägers befahl sie eine sonderbare Scheu, die sie vermied, es anzusehen. Dagegen empfand sie diese nicht vor Max, ja sie betrachtete ihn jetzt mit tieferem Zutrauen als ihren einzigen Verwandten und Freund unter allen den fremden jungen Leuten.

Max Wold war immer mehr hinter den Coulissen, als auf der Bühne dieses kleinen socialen Schauplatzes beschäftigt; Cecile aber genoß noch das Vorrecht der Backfische, nach Belieben in Salon erscheinen und verschwinden zu können. Sie entschloß sich nach der Tafel, um den gleichfalls verschwundenen Wetter in seinem Werkstätte aufzusuchen, wo er ein Feuerwerk herrichtete, das am Abend abgebrannt werden sollte. Cecile kam immer, wenn Max dergleichen Ueberraschungen in Arbeit hatte, und sah ihm zu, wie er gerne litt. Als der junge Techniker aber heute die geschickten Hände ruhen ließ und mit dem Blicke und dem Lächeln des Kindes im Speisesaal zu ihr auf sah, als wäre der schöne Jäger so häufig aus dem Rahmen gestiegen, da huschte die blonde Cousine so plötzlich fort, daß der Wetter ihr verblüfft nach sah.

Der Festabend war vorüber. Herr und Frau vom Hause wie diejenigen Gäste, welche im Schlosse über Nacht blieben, hatten sich in ihre Gemächer zurückgezogen, die Uebriegen waren nach Hause gefahren, geritten oder gegangen. Die alte Wolfsburg lag müde in dem Schatten ihrer eigenen dunklen Mauern und blinzelte schlaftrig nur noch aus einzelnen erleuchteten Fensterräumen in die schöne Sommernacht. Blaues Mondlicht zitterte über dem stillen Städtchen unten und umfloß die Höhe, auf der die Burg stand. Die Ringmauern, welche sie umschloßen, und der breite Weg vor denselben waren vom Mond erhellt; der Zwinger, zwischen dem Schlosse und den Ringmauern, lag dagegen im tiefen Schlagschatten des hohen Baues. Durch mehrere Schloßthore führten Brücken, die Umfassungsmauer theilend, nach den äußeren Wegen. Der Zwinger hatte Abtheilungen durch Zwischenmauern gebildet, und in einer derselben wurden, gleich den Werner Bären die Wappenthier der Wolfsberge, ein Paar Wölfe gehalten. Graf Cypriani beobachtete das alte Herkommen, eitel auf alle aristokratischen Specialitäten dieses alten Familienstammes. Er hatte den Zeiten des Reichsfreiräuleins noch einen bejahrten blinde Wolf vorgefunden und ihn später durch frische, kräftige Exemplare ersetzen lassen. Die Wölfe hatten eine Hütte in ihrem Raum und verhielten sich, weil sie nie Hunger litten, ziemlich ruhig, wenn sie nicht gereizt wurden.

Cecile's und der Gouvernante Zimmer lagen im oberen Stockwerk, im Schatten des hohen Daches. Die Gouvernante saß jetzt am Schreibtisch, froh dieser späten freien Stunde, um an ihren Verlobten, einen Schiffscapitain, zu schreiben, der sich an hoher See befand. Ihre Gedanken stießen eben vom Strand ab und schwammen auf „des Meeres und der Liebe Wellen“ der Capitan nach. Aus dem angrenzenden Zimmer trat Cecile an einen kleinen Söller, wie sie nur noch an alten Burgen gleich Schwalbenestern in den Lüften hängen, und blickte in den Mond. „Gehen Sie noch nicht zu Bette?“ rief die Gouvernante, die einige Minuten auf das feste Land zurückgekommen war, aus dem Zimmer.

„Lassen Sie mich noch ein wenig mit meinem lieben Mond schwärmen,“ antwortete Cecile, und der Backfisch in ihr sah hinzu: „während Sie es mit dem Capitan thun“ aber sie sah das nicht laut. Und dann knarrte die Feder der Gouvernante wieder eifrig, und Cecile stützte sich auf das Geländer des Balcons um bequemer mit dem Monde zu kokettiren. Im Erkerthurm an derselben Seite des Schlosses gab es auch noch Licht. Es war ein Stockwerk tiefer, als der Söller, auf dem Cecile stand, Max Wold am Fenster lag und weder Mond noch Sterne, sondern nur den Schimmer von Cecile's weißem Kleide im Auge hatte. Wir wollen durchaus nicht voraussetzen, daß Cecile den jungen Wetter bemerkt habe, sie blieb nur auf dem Balcon, um ihren Mondcultus fortzusetzen. Hat sich jemals ein Burgherrlein in ähnlicher Situation auf dem Söller befunden, so wird sie wohl wie Cecile benommen, und der Edelknappe oder Junker, welcher sich an Max Wold's Stelle im Erker befunden hätte, würde vielleicht ein Saiteispiel ergreifen und ihm zarte Töne entlocken haben, zur Huldigung der jungen Dame. Max Wold holt sich Harmonica herbei und zieht beifühnig. Aber Cecile kann das nicht hören, und lauter wagt der moderne Troubadour nicht zu spielen. Da kommt ihm ein verwegener Gedanke, dem die Ausführenden auf dem Fuße folgt. O, alle Weisheit der fortwährenden Zeiten wird die glückliche Unbesonnenheit nicht aus dem Wege der Jugend bringen, womit sie jetzt noch eben so kühne und thörichte Thaten vollbringt, wie im goldenen und eisernen Zeitalter! Max war ein geübter Turner und konnte seinen kräftigen Muskeln, seinem sichern Fuß vertrauen. Die Harmonica hing rasch um den Nacken und schwang sich aus dem Fenster. Mit den Füßen konnte er ein breites Sims erreichen und von demselben das vorpringende Halbdoch von Gewölben, welche die Mauern der oberen Stockwerke trugen und unter deren Fenstern

Wald schritt leicht, festen Trittes, mit einer Hand sich fortstehend, der Mauer entlang auf der schmalen, schiefen Dachfläche, bis er das Ende derselben erreichte, welches unmittelbar unter dem kleinen Söller war, so daß sein Kopf fast dessen Bodenrand berührte. Er hatte sich an die Mauer gedrückt, daß die Cecile nicht bemerken sollte, und ließ nun die Harmonica leise erklingen. Wir können nicht wissen, ob Cecile sehr erschrocken war, als die sanften Klänge plötzlich zu ihr empordrangen, jedenfalls aber sie aber das Klügste und Jähre nicht auf bei dem unvermutheten Anfang der Serenade. Sie beugte sich über die Brüstung des Balcons, wo Max Wold's Kopf erschien, und flüsterte zu dem musizierenden Turner, daß er die Harmonica verstummen lassen möge, damit die Gouvernante sie nicht höre, und ob die Promenade auf dem Dache nicht sehr gefährlich sei, ob er fest stünde, und ob endlich die Sache überhaupt zu billigen. Max suchte sie über alle diese Bedenken mit Erfolg zu beruhigen. Die Gouvernante schaukelte eben wieder auf wild empörten Meereswogen, von welchen bedroht sie den geliebten Capitain sich vorstellte, und das Toben ihres Phantasiefurms machte ihr Ohr taub für die Töne der Harmonica wie für das Geflüster der jungen Leute. Ach, die Engel im Himmel hätten belauschen können, was diese Kinder sprachen! Max Wold sprach anders, wie die Lieutenanten, die Referendare und die Junker, und Cecile brauchte nicht zornig, nicht beunruhigt, nicht ungeduldig zu werden über sein gemüthliches Geplauder. So waren Beide heiter und vergnügt, ohne an Unheil und Mißgeschick zu denken. Die bösen tückischen Mächte aber, immer neidisch auf unschuldige menschliche Freuden, entboten auch hier einen Störenfried und zwar in der brillanten Gestalt des Lieutenanten, welcher Cecile's Tischnachbar gewesen war. Er gehörte zu den Gästen, welche über Nacht im Schlosse überbergt wurden, weil die Stadt, wo sein Regiment in Garnison lag, zu entfernt war. Eine gute Cigarre in die milde Nachtluft zu verhauchen, hatte auch für diesen Lieutenant eine Art westlichen Reizes. Er war auf dem Weg, der um die Ringmauer der Burg führte, hinausgewandelt und erschien jetzt gegenüber dem Söller und dem Dache, worauf sich das jugendliche Paar befand. In seinen silbernen Epauletten und Knöpfen spiegelte sich infernalisch das zitternde Mondlicht und erschreckte Cecile's sorglosen Blick, der eben dort hin schweifte. „Dort der Lieutenant!“ flüsterte sie ängstlich, und der Better faßte nun auch das unheimliche vis-à-vis, erblaffend vor Zorn und Schreck, ins Auge. Der Lieutenant schien Nichts zu bemerken oder bemerken zu wollen. Er lehnte sich über die niedere Brüstung der Mauer und warf Steine in den unter dem Balcon befindlichen Zwinger der Wappenthiere, um die Wölfe aus ihrem Stalle heraus zu loden.

Was war zu thun? Max Wold überhäute die bedenkliche Lage nach allen Seiten hin. Sein knabenhaftes Wagemuth mußte Cecile in den Augen des Lieutenanten bloßstellen, wenn dieser ihn entdeckte. Hatten ihn aber auch vielleicht der tiefere Schatten unter dem Balcon und seine dunkle Sammelbluse noch geborgen, so konnte er doch nicht nach seiner Stube zurück, ohne den schützenden Winkel zu verlassen, und auf dem Wege längs des Daches dann, an den helleren Stellen des Gemäuers vorüber mußte er gesehen werden. Seinem gefährlichen Pfad oben bis zum Erkerfenster des von Wold bewohnten Gemaches lief unten der Rückweg des Lieutenanten ins Schloß parallel. Ja, jenes Erkerfenster befand sich unglücklicher Weise gerade über Brücke und Thor, die der Lieutenant zuletzt zu passiren hatte. Max beschloß zu warten, bis der Dragoner in die Burg gegangen, falls er überhaupt die feindselige Absicht dazu haben sollte. Cecile war nach des Beters Rath noch auf dem Balcon geblieben, um keine Flucht vermuthen zu lassen, da der Lieutenant sie in ihrem hellen Kleide doch bemerkt haben mußte. Das arme Kind zitterte vor dem gefährdeten Kriegsmann und vor der Gefahr für ihren Better auf dem halbschützenden Rückweg, wenn ihm der schadenfrohe Dragoner aufmerkte. Sie bezog aber alle Gefahr mehr auf die Situation der Gegenwart, die Folgen für sie selbst waren ihrer kindlichen Unbesonnenheit noch dunkel, obgleich das Gewissen über Unbesonnenheit und unpassendes Benehmen durchaus nicht schwieg. Es war unter Herzklopfen ein sprachloses Warten. — Der Feind drüben fuhr fort, die Wölfe mit Steinwürfen zu necken, schien den Söller und das Dach bloßiren zu wollen und sang boshaft eine französische Romanze dazu. Plötzlich — ungeduldig geworden — änderte er seine Taktik, den unglücklichen Minstrel aus seinem Winkel heraus zu loden. Er schlenderte dem Zwinger entlang der Brücke zu, bog um die Ecke, als ob er in das Schloß wolle, und kehrte rasch wieder um, denselben Weg zurückgehend, bis zu seinem früheren Standort. Max hatte sich nicht verleiten lassen, auf dem Schatten zu treten, so lange der Lieutenant nicht um die Ecke, und wagte auch dann nur einen vorsichtigen Schritt, den er schnell zurück machte, als ihm die Epauletten wieder entgegenwänzten. Das grausame Spiel von Rache und Maus ging eine Weile so fort. Cecile hatte sich inzwischen in das Zimmer zurückgezogen, in peinlicher Angst, und warf sich blaß und bußfertig der Gouvernante in die Arme, welche von hoher See zurückgekommen endlich auch ihren Jüngling vom Söller und von der Mondbetrachtung abrufen wollte. Die Gouvernante erschrak über die Unbesonnenheit und Thorheit, welche sie alle in Gefahr und Verlegenheiten brachte, und bot allen Frauenwitz zur Rettung unglücklicher Menschen aus solchen Situationen auf. Aber die ängstlichen Mädchen fanden keinen Ausweg; auch wenn der geachtete Turner sich auf den Balcon geschwungen hätte, während der Lieutenant einmal den Rücken wandte, wäre es doch unmöglich gewesen, Max durch ihre Zimmer und über verschlossene Vorhänge nach dem anderen Theil des Schloßes zu bringen ohne unheimliche Mitwirkung oder Begegnung Anderer. Außerdem konnte der Lieutenant auch früher umwenden und das Verschwinden des Technikers in dem Zimmer der Damen bemerken, was ihre bedenkliche Sache nicht verbessert hätte. Wie nun die Gouvernante und ihr Jüngling oben in rathloser Verzweiflung weinten, kam der gefangene Turner unten, von Zorn und Bedrängniß gezeichnet, zu kühnen Entschlüssen. Einige Fuß tief unter dem Balcon setzte eine der beiden Quervände des Wolfzwingers an, welche diesen von dem übrigen Theil des Schloßgrabens, einem mit Gras bewachsenen und mit hohen Bäumen bestandenen Urunde, abgrenzte. Einer dieser Bäume war der Mauer so nahe, daß man von ihr aus auf einen Ast sich schwingen konnte. Aus dem Graben dann, der um die Ecke sich zog, führte an der Seitenfronte des Schloßes eine Treppe heraus und empor. Max faßte seinen Entschluß. Er wartete, bis der Lieutenant ihm wieder den Rücken wandte, ließ sich dann rasch über den Rand des Halbdaches nieder und gab sich einen Schwung rückwärts, um auf jener Mauer zwischen Zwinger und Graben Fuß zu fassen. Doch in dem Augenblick, als er, das Gemäuer unter sich fühlend, die Hände vom Dachrande losriß, zerbröckelte der alte Mörtel, die

Steine wichen unter Maxens Füßen und rissen den armen Jungen mit sich hinab — in den Wolfzwinger.

Das Geräusch des Falls bewog den Lieutenant zur raschen Umkehr auf die Stelle, von der aus er den Balcon visirt hatte. Niemand mehr auf dem Söller und dem Halbdach! Der Lieutenant sah über die Brustwehr in den Zwinger, aus dem das Geräusch — eines Falls oder eines Sprunges? — gekommen. Unten lag Alles in tiefem Schatten, nur das Schnauben und Knurren der Wölfe konnte er hören, sonst herrschte Stille ringsum. Dem Dragoner kam die Angst, der Dachwandler könnte von den Wölfen zerrissen werden, wenn er in diesen Theil des Schloßgrabens gesprungen oder gefallen sei, obgleich noch kein Schmerzenslaut oder schauerliche Möglichkeit bestätigte. Alle bösen Geister der Neid- und Spottlust, des Leichtsinns und der Scandalhucht verließen jetzt den Lieutenant — er dachte nicht mehr daran, die Situation zu seinem Amusement auszubenten, nachdem er sie zu grauem Schrecken und vielleicht blutigem Tode gesteigert hatte. Wie sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnte, glaubte er die Gestalt eines Menschen zu erkennen, der sich an die Quermauer lehnte. Die Wölfe konnte er nicht sehen, aber aus der Ecke, in der sich ihre Hütte befand, leuchteten bisweilen ihre Augen zu ihm auf, wenn er sich bewegte. Er rief hinab — es kam keine Antwort zurück, nur die Wölfe wurden lauter und schienen vorwärts zu gehen, nach dem leisen Rascheln zu schließen, das der athemlos Laufende vernahm. Nun pochte ihm sein Gewissen, und es folterte ihn der Gedanke, daß er den Menschen da unten in die Wolfzgrube gejagt habe, die derselbe nicht lebend verlassen könne, wenn nicht Hilfe gebracht würde. Er rannte so schnell, als es seine sporenbefasteten Stiefel gestatteten, dem Brückenweg und dem Thore zu.

Oben in dem Zimmer, an der offenen Thüre des Söllers knieten Cecile und die Gouvernante und bestürmten den Himmel mit Bitten, Max in seinen Schutz zu nehmen. Nach dem Geräusch schlossen sie, daß er in den Schloßgraben gesprungen sei, natürlich in den von Wölfen unbewohnten Theil. Sie getrauten sich nicht, vom Balcon hinabzuschauen, um sich Ueberzeugung zu verschaffen, aber ihre geängstigten Gemüther glaubten, was sie so sehr fürchteten. Die Gouvernante machte sich nicht ganz unbedingte Vorwürfe wegen der eigenen Fahrlässigkeit in der Ueberwachung ihres Jünglings und legte für sich und den Capitain das Gelübde ab, um vier Wochen später Hochzeit zu halten, als es bestimmt war, wenn Max gerettet wäre. Cecile opferte dem Himmel alle ihre kleinen Eitelkeiten, die geliebten Traditionen der Familien Cypriani und Wolfsberg, wenn er den bürgerlichen Better aus der Klemme ziehe, und gelobte keines standesmäßigen Freiens Hand anzunehmen, am allerwenigsten aber die eines Dragoners, welche Waffe sie in dem verächtlichen Lieutenant tödtlich haßte. Was ward aber aus dem Helden, für welchen alle diese Herzen in Angst und Erwartung schlugen?

Max Wold hatte sich, als er die Steine unter seinen Füßen weichen fühlte und hinabstürzte, auf alles Schlimme gefaßt gemacht. Er konnte Arme und Beine oder das Genick brechen, zwischen oder auf die Wölfe fallen u. s. w. Nichts von Alledem geschah. Der Techniker kam mit ganzen Gliedern, wenn auch nicht eben sanft zur Erde; aber in dem Bereich der Wappenthiere seiner Vorfahren von Mutterseite war er doch nicht viel besser daran, als Daniel in der Löwengrube.

Nachdem er sich ausgerichtet hatte, sah er sich nach den unheimlichen Bewohnern des Raumes um, deren unfreiwilliger Gast er geworden. Er entdeckte sie nicht, bis er ihre phosphorleuchtenden Augen aus dem Loch der Hütte auf sich gerichtet sah und ihr zorniges Knurren hörte. Der unerwartete Eindringling und sein Gepolter hatten die feigen Thiere erschreckt; sie waren in ihr Haus geflüchtet, von wo sie den Besuch beobachteten. Max gab keinen Laut von sich und hielt es auch für gerathen, dem Lieutenant nicht zu antworten, weil dessen Ruf schon die Wölfe unruhig machte. An den hohen Mauern konnte er nirgend hinaufklettern, selbst die Turnkunst war dazu nicht ausreichend, auch wenn ihm die Wölfe Zeit gelassen hätten; kein Baum stand in dem Zwinger, auf den er flüchten konnte; es war also kein Entrinnen möglich ohne Kampf mit den Bestien. Der Hunger würde sie wohl nicht zum Angriff bringen, denn die Wappenthiere wurden gut gefüttert, aber Furcht und Zorn über den Ruhestörer konnten sie gefährlich machen. Es mag keine angenehme Erwartung sein, von zwei lauernden Wölfen angefallen und zerfleischt zu werden, auch ist es zu bezweifeln, daß der junge Turner ohne heftiges Herzklopfen die vier grünlich flammenden Punkte ihrer Augen vor sich sah. Jedoch — er richtete sich in der bedrohlichen Lage ein, so gut es die Umstände erlaubten. Mit dem Rücken lehnte er sich an die Quermauer und zog seine einzige Waffe heraus, ein Taschenmesser, auf dessen starker Klinge außer der eigenen starken Hand seine ganze Lebenshoffnung beruhte. Er drückte den Griff fest in die Faust und stemmte sich mit aller Kraft gegen die Mauer. Jetzt rückten ein Paar glühende Augen näher, er hörte den Wolf heranschleichen, vorsichtig schnuppernd. Die feigere Wölfin war noch zurückgeblieben bei der Hütte. Max mußte seine Seele dem Himmel empfehlen, er preßte entschlossen die Zähne zusammen, hob den Arm zum Stoß und erwartete den Sprung des Wolfes. —

Unterdesse hatte der Lieutenant im Schlosse Lärm gemacht. Man suchte den Wäcker der Wölfe, aber er war zu einer Hochzeit nach einem entfernten Dorfe gegangen und hatte die Schlüssel zum Wolfzwinger mitgenommen. Ueber den Brückenweg aus der Burg zog nun eine Schaar Leute mit Windlichtern, Stangen und Flinten, unter dem Commando des Lieutenanten, der an ihrer Spitze voran eilte, in der Hand einen Revolver. Sie bog um die Ecke der Ringmauer, und der Dragoner folgt jetzt sporenklirrend, alle Schwerfälligkeit der Cavalleristen-Natur überwindend, der Stelle über dem Wolfzwinger zu. Heiser vor Aufregung und Athemlosigkeit, rief er hinunter — Max Wold's Antwort, welche sein Leben verkündete und um Stille bat, hob Centner von des Lieutenanten Brust. Die Lichter erhellten bald den Wolfzgraben für alle neugierigen und angstvollen Blicke, die hinabschauten. Max stand noch mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, heil und unverletzt, das blutige Messer in der Hand, welches er dem anspringenden Wolfe so glücklich in die Kehle gebohrt hatte, daß derselbe verendend vor ihm sich wälzte. Noch vor der Hütte, zitternd und heulend, da sie das Röcheln ihres getrockneten Gefährten vernahm, stand die Wölfin und zeigte den offenen Rachen mit dem weißen drohenden Gebiß dem Mörder. Es war also noch ein grimmiger Feind zu besiegen, der freilich nicht viel Muth zum Angriff zeigte, aber von Schrecken und Zorn gestachelt doch einen Anfall versuchen konnte. Die Lichter und Stimmen oben beunruhigten das Thier noch mehr, es machte einen Satz von der Hütte und stand dann hinaufstarrend zu den neuen Feinden, über die es den näheren Bergen hatte. Der Lieutenant

verbot jeden Laut, jeden vorzeitigen Schuß, der die Wölfin verfehlen und in Wuth bringen, Max aber preisgeben würde. Waren die Augenblicke verloren, in denen das Thier noch starr vor Schreck, so war es vielleicht auch der arme Junge im Zwinger, der Offizier fühlte, was er verschuldet und daß er die Rettung auf sich nehmen müsse. Kaum brauchte er Secunden, um sich über die Brüstung zu legen und den Revolver auf die Wölfin zu richten, die vom Lichte geblendet noch hinausstierte. Die Bestie machte einen Sprung seitwärts, als der Schuß krachte, stürzte aber gleich darauf zusammen und verendete lautlos. Ein Freudenhurrah erscholl oben, und alle neugierigen und theilnehmenden Köpfe, welche aus den Fenstern des Schloßes der aufregenden Scene gelauscht, aber nach dem Schusse sich eiligst zurückgezogen hatten, erschienen wieder und gaben ihren Antheil kund. Dem geretteten Turner wurde auf seinen Wunsch nun ein Seil zugeworfen, an welchem er behende hinaufkletterte und über die Brüstung der Mauer sich schwang. Max Wold war in völliger Sicherheit und hatte einen tüchtigen Kampf siegreich bestanden, aber lieber wäre er wieder einem Wolfe entgegengetreten, als den Menschen mit ihren Glückwünschen und Fragen. Das wohlwollende dunkle Antlitz des Grafen Cypriani, welches in Mond- und Fackelbeleuchtung aus der Gruppe ihm entgegenschien, machte dem unschuldigen Dachwandler das Herz erzittern vor der Frage: „Wie bist du zu den Wölfen gekommen?“

Aber auch die moralische Rettung sollte ihm durch den Lieutenant werden. Ein Paar Hände aus Uniform-Ärmeln streckten sich Max entgegen, wie er jenseits der Mauer auf den Meinen stand, und faßten die seinen mit kräftigem Schütteln: „Sie haben die Wette zwar nicht gewonnen,“ schrieb der Lieutenant hörbar für alle Umstehenden und Entfernten, „aber ein glorieuheres Bagstück bestanden, als unsern albernem Versuch, auf der alten Mauer um den Wolfzwinger laufen zu wollen, wobei Sie leider stürzten! Ihr kühner Sieg über den ersten Wolf ist mehr werth, als mein Revolvergeschuß von der sicheren Mauer!“ Jedermann kannte die festen Turnerstücke Max Wold's und die Wetzlust des Lieutenanten genug, um keine Bedenken zu hegen, daß der Techniker auf andere Weise in den Zwinger gekommen, als durch eine unsinnige Wette. Dem tapfern Wolfstöbter brannte die Scham heiß in den Wangen, aber er mußte schweigend den Worten des Lieutenanten zustimmen — um Cecile's willen. Dankbar drückte er die Hände des Dragoners, bevor er sie losließ. Die beiden jungen Leute mußten nun Glückwünsche über die gelungene Rettung und Tadel über ihr frevelhaftes Spiel mit dem Leben in Empfang nehmen, wobei der Lieutenant sich leichter hineinfand, die Geschichte der Wette in effectvoller Schilderung auszuführen, als Max Wold, sie mit niedergeschlagenen Blicken anzuhören.

Cecile und die Gouvernante waren aus ihren trostreichen Hoffnungen, daß Max jenseits des Wolfzwingers in Sicherheit sei, durch den Lärm und den Schuß grauam aufgeschreckt worden. Sie bebten vor Angst und Schrecken, getrauten sich aber nicht zu fragen, was unten geschah. Cecile's Zofe, welche von dem Wolfsabenteuer sich schon gründlich in Kenntniß gesetzt hatte, eilte hinauf zu ihrer jungen Herrin, um die interessante Geschichte der entsehligen Wette und des Sieges der beiden jungen Herren über die blutdürstigen Wölfe zu erzählen. Ihr Bericht erregte Schauer und Entsetzen bei den Damen, aber der Sieg beider Helden über die Ungethüme beruhigte sie wieder. Cecile konnte die Geschichte von der tollen Wette nicht recht begreifen in ihrer kindlichen Unerfahrenheit, aber die weit klügere Gouvernante schnitt dem enfant terrible jede unzeitige, verhängliche Frage ab, indem sie das Dienstmädchen wieder fortschickte. Sie erklärte Cecile dann, wie man dem Himmel und dem Lieutenant danken müsse, daß die Fabel von der Wette in der Leute Mund, und nicht die Geschichte der albernem Serenade.

Am anderen Morgen, als die gesammte Schloßbewohnerschaft, bis auf einige Dienstleute, sich noch von der Aufregung und Störung der ersten Nachtstunden im süßen Schlummer erholt, trabte der Dragoner-Lieutenant rechts von der Wolfzburg auf seinem Schimmel nach seinem ländlichen Standquartier, und trabte der Techniker auf seinen eigenen Füßen links auf dem Wege nach der Eisenbahnstation, die Eltern durch eine unvermuthete Heimkehr zu überraschen. Die beiden Wolfsritter hatten sich schriftlich bei dem Grafen und der Gräfin Cypriani verabshiedet und ihren frühen Abgang entschuldigt. Sie ersparten Cecile und sich selbst gern das nächste Zusammentreffen und eine Reihe unangenehmer Situationen und Conversationen über das nächtliche Ereigniß. Graf und Gräfin, wie alle Welt, begriffen es, daß die jungen Leute, beschämt über ihre leichtsinnige Wette, welche mit ernstlicher Gefahr für Max und dem blutigen Tod der beiden Wölfe schloß, dem ersten choc der Sache aus dem Wege gehen wollten, und fanden dies passend und natürlich. Die Wappenthiere der Wolfzburg wurden nicht mehr durch lebende Exemplare ersetzt, nur die todtten Wölfe ließ der Graf austopfen und zu beiden Seiten der Treppe in der Vorhalle aufstellen. Wie wir nach einigen Jahren hörten, hat „la petite Comtesse Cécile“ wirklich alle standesmäßigen Partien ausgeschlagen und den Better Wold, der seitdem ein berühmter Ingenieur in englischen Diensten geworden, zu Papa und Mama Cypriani's äußerst mäßiger Zufriedenheit geheirathet. Das junge technische Ehepaar reiste zu den Fitterwöden nach Indien, um Eisenbahnen durch die Wildniß zu bauen. Das alte gräßliche Ehepaar blieb auf der Wolfzburg und gab Feste und Ueberraschungen wie bisher, nur unter merklich geringerer Theilnahme der Lieutenanten, der Referendare und der Junker.

[2840]

Eine vergessene Mode. Von George Hefschel.

Zu einem Modejournal von 1790 wird aus Paris berichtet: „Wie sonst jeder seine Herr sein Bilboquet sowohl wie sein Bademeum in der Tasche führte, und jede Dame von gutem Ton ein solches in ihrem Kibicul hatte, so ist jetzt das joujou de Normandie der unzertrennliche Begleiter der vornehmen wie der gemeinen Welt; vom Prinzen bis zum Handlanger, von der großen Dame bis zum Bürgermädchen, vom Greise bis zum Knaben, Alles spielt joujou, so oft es Lust und Weile hat, in Gesellschaften, auf Promenaden, im einsamen Zimmer. Die Engländer bezeigen sogar eine sonderbare Fertigkeit, dasselbe im Reiten zu spielen, nach allen Seiten zu werfen und wiederzufangen.“

Und im folgenden Jahre schon schrieb man aus Berlin: „Ueber das joujou wird hier Alles vergessen und vernachlässigt;

man trägt noch Kleider von alter Farbe und altem Schnitt, Krabatten wie im vorigen Jahre, und der Hut wird von den Damen ohne Sorgfalt und ohne Geschmack auf den Kopf geworfen, damit sie nur schnell wieder zum joujou greifen können.

Man sieht, das joujou wird ernsthaft genommen, wie denn die französische Gesellschaft von damals eigentlich nur Spielwerk ernsthaft zu nehmen pflegte; was ist denn aber dieses Ding, das joujou, d. i. Spielwerk oder vielmehr Kinderspielwerk, denn das französische Wort ist nur die beliebte verstärkende Verdoppelung der lallenden Kindersprache, was ist das Spiel-Spiel?

Eine vergessene Mode! Bevor wir nun einige Nachweisung über diese vergessene Mode geben, wollen wir drei Worte, die in dem oben mitgetheilten Artikel aus Paris stehen, erklären.

Was ist Bilboquet? was ist Bademecum? was ist Ridicul? Das sind drei andere vergessene Moden auf einmal.

Unter dem letzten Balsis, dem von wunderlichen Gegenständen stets bewegten Könige Heinrich III. von Frankreich kam ein Spielwerk auf, das man Bilboquet nannte und so ernst und eifrig handhabte, daß bald Niemand mehr ohne Bilboquet ausging. Es ließ sich vom Bilboquet ganz das Nämliche sagen, was oben vom joujou gesagt ist. Dieses Spieles Erfinder soll Anne, Herzog von Joyeuse, aus dem großen Hause Chateaufort, gewesen sein, jener Mignon Heinrich's III., der wechselseitig als raffinierter Wollüstling und zelotischer Kapuziner, als Admiral von Frankreich und Feldherr, als Gefandter und Gemahl der Prinzessin Marguerite von Lothringen sich auszeichnete. Das Bilboquet besteht aus einem 6 bis 8 Zoll langen, unten zugespitzten Stäbchen von Eisen, an dem sich oben ein Becher befindet, unter welchem an einem seidnen Faden eine kleine mit einem Loch versehene Eisenkugel befestigt ist. Das Spiel besteht nun darin, daß man diese Kugel mit einem Ruck empor schleudert und die zurückfallende in dem Becherlein, in welches sie grade hineinpast, wieder auffängt; die Meister in diesem Spiel aber fangen die Kugel nicht mit dem Becher auf, sondern mit der Spitze des rasch umgekehrten Stabes, so daß die Spitze das Loch der Kugel faßt. Gewiß, eine artige Erfindung, zumal für einen Admiral von Frankreich! Soviel vom Bilboquet.

Das Bademecum (das Wort ist lateinisch und heißt: geh' mit mir!) gehört einer späteren Zeit, der Regenthschaft, an und war mehr Felsbrücke, als Spielwerk. Die feinen Herren der Regenthschaft liebten es nämlich nicht, ihren Geist anzustrengen, sie führten deshalb ein Büchlein mit sich, welches eine Sammlung von witzigen Einfällen, Anekdoten, Späßen u. s. w. enthielt, aus dem sie, wenn die Unterhaltung stocken wollte, das Eine oder das Andere vorlasen und gemeinschaftlich belachten. An sich war das eigentlich gar so übel nicht. Den Titel entlehnte sie ruchloser Weise einem damals sehr verbreiteten katholischen Gebetbuche, dem vademecum piorum Christianorum, welches 1709 zu Köln zuerst erschien.

Das Ridicul war ein modischer Damenarbeitsbeutel, der vielleicht nur um seines Namens willen sich sehr lange hielt; dieser Name aber war falsch, denn eigentlich hieß der Beutel, der von negartig durchbrochener Arbeit war, réticul (vom lateinischen reticulum, d. i. kleines Netz). Die Damen aber konnten mit dem ridicul so hübsche Wortspiele machen, den Andern ein Ridicul geben, kurz, dabei soviel zum Lachen anbringen, daß die Arbeitsbeutel noch lange Ridiculs genannt wurden, als nicht eine Spur von Netzwerk mehr daran war.

Doch, kommen wir endlich zum joujou! Als die Väter unter uns Kinder waren, da hat wohl Mancher, gleich dem Verfasser, in einer Schublade der Rococo-Kommode seiner Tante oder Großmutter ein rundes Ding von glänzend polirtem Holz, oder gar von Eisenbein zierlich geschnitten, gefunden, das ungefähr wie eine Dose aussah, aber doch keine Dose war, das sich nicht öffnen ließ, und aus dem endlich eine Schnur herausgezupft wurde, die aber auch Nichts erklärte, kurz, ein Ding, mit dem er auch gar Nichts anzufangen wußte, ein Ding, das er sich nicht zu enträthseln vermochte. Endlich blickte die Tante auf: „Mein joujou!“ sagte sie leise sinnend; es traten wohl allerlei Jugenderinnerungen vor ihre Seele beim Anblick des Spielwerks, das sie vielleicht seit zwanzig Jahren nicht gesehen und in dem Winkel der Kommode vergessen hatte. „Kann die Jugend nicht mehr schäumen, wovon soll das Alter träumen?“ Aber der glückliche Finder des vergessenen joujou achtet der träumerischen Behauptung in den Zügen der sehr geliebten Tante nicht — dafür hatte er jener Zeit noch keinen Blick, und viel später erst trat ihm ihr Bild von damals ins Bewußtsein — desto weiter öffnete er die großen Kindertaugen, als die Tante ihm das joujou aus der Hand nahm, es empor hielt und das blanke Ding an dem Bande auf- und niedervollen ließ. Das Kind klatschte in die Hände und rief: „joujou!“, der Name gefiel ihm, und die Tante, sie war nie vermählt gewesen, sie gedachte vielleicht seit langer Zeit zum ersten Male wieder Dessen, der ihr einst dieses Spielwerk gegeben. Und sie zeigte gütig dem leicht begreifenden Knaben den Handgriff und sie stellte ihn auf einen Stuhl, denn er war noch zu klein, um das joujou auf ebener Erde spielen zu können; da oben aber stand er stolz und glücklich wie ein König — daß ein König glücklich sein müsse, glaubten die Leute damals noch! — und ließ jauchzend das joujou auf- und niedersteigen! Das glückliche Kind von damals hat später mehrfach versucht, seinen Kindern das Spiel mit dem joujou zu lehren und sah sich bitter getäuscht, denn sie fanden sein braves altes joujou gar nicht unterhaltend, diese lieben klugen Kinder der Gegenwart! Es ist ihm mit mancher anderen Kunst, manchem Spielwerk seiner Kindheit ähnlich wie mit dem joujou ergangen. Macht doch selbst die Kokosnussmilch, das große Ereigniß seiner Kindheit, keinen Eindruck mehr. Es hat eben jedes Ding seine Zeit.

Das joujou-Spiel — da ist dieselbe Sache dreimal genannt! — ist viel leichter, als das Bilboquet. Das Spielzeug besteht aus zwei dünnen Scheiben, etwa zwei Zoll im Durchmesser, die in der Mitte durch einen 1/8 Zoll langen Cylindrer verbunden sind. Um den Cylindrer ist eine Schnur gewickelt, welche mit einer festen Schlinge an einen Finger gehängt wird, läßt man das joujou nun fallen, so kann man durch einen Ruck, bevor sich die Schnur völlig abgewickelt hat, bewirken, daß sich dieselbe von selbst wieder aufwickelt. In diesem Auf- und Abwickeln nun besteht das ganze Spiel. Wenn man das nüchtern ansieht, wird man schwerlich begreifen, daß sich einst die ernstesten Leute, die ganze Gesellschaft leidenschaftlich damit beschäftigten konnten.

Zu spotten ist aber dabei doch Nichts, wir sind weder besser, noch geistreicher, als unsere Großväter und Großmütter, und wir haben noch in neuester Zeit Modepielereien gehabt, die gar nicht geistvoller waren, als das joujou. Als man vor 10 oder 15 Jahren alle Vasen, Gläser, Teller und Flaschen, deren man habhaft

werden konnte, mit häßlichen, chinesisch bunten Bilderchen beklebte, da half's auch Nichts, daß man über die Potichinomanie spottete, denn selbst der „Toppwahnsinn“ mußte seine Zeit haben.

Das joujou beherrschte alle politischen Parteien, die Jacobiner in Paris liebten es leidenschaftlich, und die flüchtigen Royalisten, die Emigranten, brachten es zugleich mit dem Zuckerwasser, einem Getränk, das man bis dahin dießseits des Rheins nicht gekannt hatte, nach Deutschland. Es herrschte hier etwa drei Jahre lang, von 1794 an kam es in Abnahme. Die Franzosen nannten es joujou de Normandie, es war aber keine französische Erfindung, wie man danach glauben sollte. Das joujou soll eine ostindische Erfindung sein; man sagt, eine Tochter des Nabobs Seradschah Daula zu Murschedabad habe es erfunden, um ihre schönen Hände ungezwungen zeigen zu können, welchen Vortheil auch wohl europäische Damen später begriffen und sich zu Nuze gemacht haben werden. Ein Offizier der indischen Compagnie brachte dem Prinzen von Wales (Prinz-Regent, Georg IV.) das erste joujou nach Europa, und „Gentleman George“, der auch sehr schöne Hände hatte, brachte es in die Mode. Eines Abends im Coventgarden-Theater ließ er während der Vorstellung sein joujou aus der Loge herab auf- und niedervollen, am andern Tage schon wurden 10,000 Stück bestellt. Auf mehreren torhüftigen Caricaturen jener Zeit erscheint der Prinz mit dem joujou spielend. Man nannte das Spielwerk damals in England „The Prince of Wales's toy.“

Man sah man bald Reiter, die zu Pferde mit dem joujou spielten; Spaziergänger, die in jeder Hand ein solches Spielwerk hielten und beide zugleich in gleichem Tempo auf- und niedervollen ließen; Künstler in diesem Fache, die sich sehr viel darauf zu Gute thaten, daß sie ihr joujou sich nach oben abwickeln lassen konnten, was durch eine angebrachte Feder bewerkstelligt wurde. Ein großer Freund des joujou war in Berlin ein Herzog von Holstein-Beck, der eine ganze Sammlung der kostbarsten joujoux hatte. Die Dinger tanzten aus den Fenstern der oberen Stockwerke herab und rollten wieder hinauf; überall, wo man hinah, sah man dieses Spielwerk. Selbst Diener und Dienstmädchen versehen ihren Dienst, um sich ein Ansehen zu geben, gern mit dem joujou, was dem Dienst natürlich wenig förderlich war. Die Herrschaften arrangirten wirkliche Partien zu diesem Spiel, z. B. eine Fensterpartie: dazu nahm man größere joujoux an sehr langen Schnüren, die Spielenden knieten auf Stühlen und lehnten sich zum Fenster hinaus, dann wurde, wie bei Tanzturen, commandirt: Auf! halb! ganz! schräg! vorwärts! u. s. w. Derjenige, dessen joujou zur Erde rollte, hatte verloren. Feine Spieler hielten wohl auch die Schnur mit den Zähnen und machten das ganze Spiel durch Rucke mit dem Kopf. Sehr beliebt war auch das Spiel „Paar um Paar“, wobei die zärtlichen Augen begreiflicher Weise oft mitspielten; der „Chapeau“, so nannte man damals den Herrn, stand der Dame gegenüber, und es kam dabei darauf an, seinen joujou plöglich so zu schleudern, daß er den der Gegenpartei traf und durch den Stoß deren Spiel in Unordnung brachte. Je mehr Personen sich in langer Doppelreihe einander gegenüberstanden, für desto angenehmer wurde das Spiel gehalten. Es muß allerdings ein pikanter Anblick gewesen sein, die Herren mit ihren leicht gepuderten Köpfen und dem stumpfen, aber breiten Pöppe von anno 92, den runden, oben breiten, nach der Krümpe aber schmal zulaufenden Hut in der einen, den joujou in der anderen Hand. Die dicke, weiße Musselin-Krabatte löse um den Hals geschlungen, darüber das buntquadrirte seidene Tuch, dessen Zipfel in die weit ausgeschnittene Weste hinein und festgesteckt wurden. Die Mode-Westen waren damals prince of Wales von erbsengelbem Kasimir mit windvorblauen Streifen und nur auf der Herzgrube zugeknöpft. Der Leibrock oder Frack war von schwarzem Tuch mit Stehfragen, ganz lockeren Rabatten und entschließ engen Aermeln; zugeknöpft konnte dieses Kleidungsstück nicht werden. Das Beinkleid dazu war von weißem Kasimir mit weißen Knöpfen und Knieschleifen, aus der Uhrtaische hing das breite, buntquadrirte Uhrband mit einem großen Pöschel, aber nur eins, während man früher zwei Uhren, zwei Uhrbänder und zwei Pöschel, auf jeder Seite eins, trug. In jedes Pöschel mußte ein Carneol gefaßt sein. Die Strümpfe waren weiß und violett breitgefleischt, auf den stumpfen Schuhen blühten vieredrige silberne Schnallen. Und die Damen gegenüber! Frisur en garbe, d. h. das Haar nach Stirn und Ohr ganz glatt gestrichen, drei kleine Bäckchen am Ohr und das ganze Haar des Hinterhauptes en garbe, frei, fliegend. Man trug keine Reifröcke mehr, die Kleider waren zwar tief ausgeschnitten, doch wurde die Brust durch einen „Polisson“ von Milchflor, oben mit einer Spitze, blonde, befestigt, verhüllt, darüber baufachte sich der „Fichu“ von geblühtem Flor. Dieser wurde durch das Unterleib von Musselin befestigt. Darüber kam dann der seidene Rock mit ziemlich langer Taille, die hinten zugeschnürt wurde. Mit goldener Stickerei und breiten goldenen Franzen pußte man diese Art Kräfte, der einen steifen, von einem Ohr bis zum andern über den Nacken laufenden Krage hatte. Vorn war der Kräfte ganz ausgeschnitten, wurde nur über der Herzgrube durch goldene Schlingen zusammengehalten und war von hier aus, nach rückwärts, wieder tief ausgeschnitten bis zu einer breiten und langen Schleppe. Setzte die Dame nun als Kopfzeug einen Türkenbund von Flor mit Goldfranzen auf, so war sie à la Turque gekleidet und trug die beliebteste Modetracht jener Tage.

So hat man sich die joujou spielenden Herren und Damen von Anno 92 oder 93 zu denken!

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Anzug für Mädchen von 3-5 Jahren. Kleid mit Doppelrock und Miedertaille aus hellgelber Leinwand, der untere Rock ist mit einem gefalteten Bolant, die Miedertaille mit einer Rüsche desselben Stoffes garnirt. Der obere Rock ist an den Seiten gerafft. Gürtel und Gürtelschleife aus schottisch carrirtem Taffetband, edig ausgeschnittene Bluse aus Mull. Das Vorderhaar ist mit schwarzem Sammetband zusammengehalten.

Figur 2. Anzug, bestehend aus Doppelrock und Schoftaille aus grauem foulard-de-laine. Der untere Rock ist mit einem breiten Bolant und einem à plissé gefalteten Bolant desselben Stoffes begrenzt; den oberen, an den Seiten je in eine Faltfalte arrangirten und dahelbst gerafften Rock, sowie die Schoftaille garniren Schrägstreifen von blauem Seidenreps und blaue Wülfelstränge. Gürtel und Gürtelschleife aus blauem Reys. Krabatte aus blauem Crêpe-de-Chine. Haarschleife aus blauem Reysband.

Figur 3. Kleid mit Doppelrock und herzförmig ausgeschnittener Taille aus Bast éoru mit gefalteten Bolants und Röllchen desselben Stoffes garnirt. Hut aus italienischem Strohgewebe, schwarzem Sammetband, schwarzer Spitze und Rosen.

Figur 4. Anzug für Knaben von 5-7 Jahren. Jacke und Beinkleid aus dunkelblauem Sammetuch mit Einfassung von schwarzem Seidenband. Weste aus weißem Piqué, Krage und Manschetten aus Leinwand. Blaue Krabatte.

Figur 5. Anzug (Rock und sackförmiger Paletot) aus weißem Sammet. Die Garnitur besteht in breiten mit Valenciennespize begrenzten Bolants und in Zwischenschichten aus point-lace-Stickerei. Gürtel und Schleife aus blauem Reysband. Hut aus Weistroh mit blauen Schleifen und einem blauen Gipsechleier garnirt. Weißer Sonnenschirm mit blauem Taffetband. [24,688]

Alt La Roche.

Von Ida von Düringsfeld.

(Schluß.)

Sophie sollte sich bald gar nicht mehr um Franz zu sorgen haben. Am 11. Mai hatte sie noch geschrieben: „ich hoffe lange zu leben, als Er meine Unterstützung noch braucht.“ 11. September starb er an einer Erkältung nach achtzehntägiger Krankheit in der „Hütte“, wie Sophie ihr Haus in Petersen nannte. Wir haben den ersten Brief der Mutter an Peteresen. Off — d 14 7br 1794

„mein Freund! Freund meines Franz! ich lebe noch, mein Franz überlebt — Franz v. Steinberg führt mich am Samstag mit sich in die Schweiz — Sie sollen immer Nachrichten von (mir) und den Braunschweigischen Sachen haben lassen — mich einen Brief in Basel — bey Jacob Sarasin finden — bitte Sie inständig — Ihre Freundschaft wird ersatz in vielen für Ihre arme arme Freundin La Roche.

ich kann noch nicht an die Frau Landgräfin schreiben Petersen! ich habe so viel für equipirung des Franz von meinem Wittib gehalt geopfert — ich verlor ihn — Ihre Herzen sey es gesagt — das es wohlthat für mich wäre wenn die Großmuth des Landgrafen mir den rest seines Jahreslohn nach gewohnheit der edlen Höfe reichen ließe — Sie mein theurer Freund müssen wissen ob es sich hoffen läßt u schidlich bitten ist.“

Dieser Brief überrascht. Nur drei Tage nach dem Tode des so leidenschaftlich geliebten Sohnes geschrieben, enthält er Dinge die sicherlich Niemand erwartet, selbst wenn Sophie nicht immer als ein Wesen dargestellt würde, welches ganz Seele und Empfindung gewesen sei. Schon ein Mal fielen diese Züge von ihrer Gleichgiltigkeit und materieller Besorgniß uns auf: bei dem Tode Merck's, der wie bekannt im Sommer 1791 seinem Leben ein Ende machte. Ludmilla Uffing spricht von dem erschütternden Einbrüche welchen diese Katastrophe auf Sophie hervorbrachte: nun, ist es, was Sophie, die von Merck so fanatisch Verehrte, über ihn Peteresen schreibt: „Theurer Freund! was eine traurige Geschichte mit Merck — trösten Sie den Ehrlichen Sturmflut der für sie glücklich und fabrike besorgt ist — ich bin es für 50 Rth. welche dem drucker den er mir ausschwaßte vorausgab ich hab Sturmfels gesagt das gewiß seine anstatt nichts dabei verliere Himmel gebe Ihnen in der freien Natur stärke der gesundheits lasse Sie Rosen u Eichbäume — Blumen und Kornähren — Sonn u Regenbogen in der Physischen und Moralischen Welt u Ihrem edlen reinen Geist in ruhe vergleichen und resultate ziehen — jeder Blick auf die schöne Gegend soll Ihnen wohl thun — ich kann heut nicht mehr Sagen als

Gott Seegne meinen würdigen theuern Freund Petersen! Petersen ist entschieden die Hauptperson für Sophie, Merck nur eine Nebenperson oder lieber nur eine Nebenache. Wie Tage später sagt sie: „Ich habe gebetten das meine Briefe an Merck's Nachlaß ungeselen kommen mögen,“ und damit ist Merck für den Augenblick gänzlich abgethan.

Das ist nun allerdings nicht der Fall mit Franz, im Gegentheil, Sophie erwähnt seiner unaufhörlich, versichert, daß sie nie trösten werde, daß sie „an jeder Lebensfreude arm geworden sei.“ kurz, beweist, daß sie ihn weder über Lausanne und Petersen noch über die Braunschweig-Darmstädtsche Heirath vergißt, welche vermitteln zu können sie sich damals einbildete. Aber eben damit dünkt es Einem um so wunderbarer, daß sie drei Tage nach seinem Tode an diese Heirath, sowie an die Unkosten, die Franz ihr verursacht, und an den pecuniären Vortheil denkt, welcher aus seinem Ableben noch erwachsen könne. Man fragt sich unwillkürlich, ob nicht Peteresen gegenüber allein die wahre Sophie La Roche sich offenbart, im Guten wie im Schlimmen sehr verschieden von dem blassen, zarten Pastellgemälde, welches ihr Platz in der Bildergalerie unserer Literatur eingenommen hat.

Am 6. März 1792 schreibt sie noch aus Lausanne, schon an „alte La Roche“ kurzweg, am 3. Mai bereits wieder aus Diefenbach, aus dem Hause, „in welchem mein Franz, ach, mein Franz starb!“ Peteresen besucht sie, dennoch schreibt sie: „Meine Seele liegt zu Boden — es ist wohl vor dem Thron des Allmächtigen, aber sie ist gedrückt.“ Die Braunschweiger Heirath will nicht vorwärts, Sophie ist zum ersten Male ärgerlich auf Peteresen und dann höchst bestürzt darüber, daß er es gemerkt hat. Sophie ist nicht zur Diplomatie gemacht, sie ist viel zu unruhig und ungeduldig, sie schreibt, drängt, stört und zerstört nach allen Seiten hin. Deutsch ist sie durch und durch und schreibt am 10. October 1792: „O gewiß alle Emigrirte Zusammen von Monsieur angefangen — verdienen nicht, das ein Tropfen deutliche Bluts für sie vergossen werde — oder wir einen Thaler für verwenden.“ Im Jahre 1793 erzählt sie von einem Aufsehen in Frankfurt: „Ich habe König, Herzog und Prinzen auf einem Ball gesehen u gesprochen ein Freund wolte den Wunsch des Königs mich zu sprechen zu meinem vortheil nützen Gott was daraus wird — am Sonntag aß ich mit Herzogin von Weimar mitag Eine ehle verehrungswürthe Frau.“

Während der Monate April und Mai sehen wir sowohl Petersen wie Sophie in Bedrängniß und Verwirrung, ihn weß eines Bruders in Speyer, der sich dort als Maire verdächtig gemacht hat, Sophie wegen Mangels an Geld. Sie bittet Peteresen flehentlich, er möge durch die Fürsprache der Landgräfin vermitteln, daß der König von Preußen von Sophiens Erziehung schrift „Pomona“ hundert Exemplare à fünf Thaler kaufen möge. Ihre Schwester in Augsburg leidet schwer und ist arm und hilflos, Karl, der zweite Sohn, der im Bergfach und in preussischen Diensten war, braucht hundert Thaler — die arme Sophie weiß nicht wo aus, wo ein. Als Karl seine Bitte um Geld zurücknimmt, schreibt sie an Peteresen: sie würde mit vier, ja, mit drei Thalern für das Exemplar schon sehr zufrieden sein — sie bittet jetzt nur noch die Schwester zu versorgen. Die Schwester Petersen's, die unglückliche, nervenschwache Christiane, kommt ebenfalls wieder von Speyer an, um die Verlegenheit zu mildern. Hier weiß einmal Sophie Rath und schreibt: „Theurer Freund schicken Sie mir Ihre gute Schwester Christiana Fr. Rath und Frau Rätthin Wrede wollen Sie wiedernehmen bis sie ein

bessere Versorgung hat — also dieser Stein wäre einweisen von Ihrem Edlen Herzen abgewälzt.“
 Sophie dagegen schleppte an der Last ihrer Sorgen weiter. Es thut Einem innig Leid, sie darunter fast erliegen zu sehen. Von dem Wenigen, was La Roche ihr hinterlassen, wollte sie Nichts nehmen, schon darum, weil ihr „Tochtermann“ Brentano verwaltete. Er scheint mit der allzufreigebigen Schwiegermutter nicht einverstanden gewesen zu sein und wahrscheinlich mit Recht. Genug, Sophie fürchtete ihn und wollte lieber eine Dose Geld machen, als sich an ihn wenden.
 Endlich am 26. Juni schreibt sie: „Gott lob — Theurer lieber Freund! ich kann Ihnen und der gütigen Frau Landgräfin meinen Freudenbrief schreiben — der König hat mir 100 Ex der Pomona mit 100 Fredd'or bezahlt — O danken Sie mit mir

mehr gedämpft; öfter und öfter kommt: „adieu von alter La Roche“. Peterfen reist häufig, seiner Gesundheit wegen, um welche Sophie zärtlich besorgt ist. Stets liegt sie dem Freunde an, er solle sich erhalten, damit er noch Gutes thun könne. Einst bittet sie: „Schenken Sie dem Aerger über Fürsten Kinder nicht den geringsten Theil Ihrer ruhe und Ihres wohlseyns;“ aber wer die Fürstentinder gewesen sind und was sie gethan haben, erfährt man nicht.
 Im Jahre 1796 beabsichtigte Sophie „nach Rom zu wallfahren.“ Sie wollte nicht gerade nur mit Wieland nach Italien, Peterfen wäre ihr ebenso lieb als Gefährte gewesen, wenn nicht noch lieber. „Gewiß wenn der Himmel uns in einer Kutsche reifen läßt,“ schreibt sie, „so gehen Sie würdiger Freunde Ihres Geistes und besserer Gesundheit entgegen, denn dieses Land heilt

ziehung meiner drei jüngsten Entelinen die zu end dieses Monats zu mir kommen.“ Die schöne Maximiliane war seit vier Jahren todt, und Peter Anton Brentano seit zwei Jahren wieder verheirathet, so daß es leicht erklärlich ist, warum Bettina, Loulou und Meline zur Großmutter kamen.
 Eine wahrhaft schmerzliche Sehnsucht nach dem Besuche des Freundes gibt Sophie im Anfang von 1798 zu erkennen. „Theurer Freund! noch einmal Ihre Erscheinung in der Hütte von alt Sophie la Roche!“ bittet sie. Er zeigt sich endlich, und sie sagt in ihrem Dankbrief: „Vergeben Sie meine Erinnerung an meinen ersten Freund (ihren Lehrer und Jugendgeliebten Bianconi) — ach, ich muß an ihn denken — wenn ich den Beweis sehe daß Er mich auf guten Weg führte — weil ich da Ihrer Freundschaft würdig ward — sagen Sie sich so dankbar, sie sich



der edlen gute Vollen Frau Landgräfin bald mehr — indessen dieß zu lesen und die Anzeige des endes der Leiden meiner Schwester — ach mögen die Leiden aller unglücklichen geendet werden, wie die meinige — mögen alle Gute einen Freund finden wie Sie sind für Sophie La Roche.“
 Sophie hatte Veranlassung, das zu sagen. Die Landgräfin hatte die Vermittlung beim König übernommen und Sophien mit „schöner, wohlthätiger Delicatesse“ geschrieben: „nous verons l'effet de notre sollicitation.“ Aber der Fürsprecher Sophiens bei der Landgräfin, wer war es anders, als Peterfen? Im vollsten Maße verdient er es, wenn Sophie ihm schreibt: „Sie wissen nicht was Sie mir sind — auch alle Dienste abgerechnet — nur Sie allein.“
 Aus dem nächsten Jahre liegen keine Briefe vor. Sophie scheint ihrer Beglückungsagentur etwas müde, ist überhaupt

alles Nervenweh. O wie Seelig würde ich seyn, Sie gesund freudig, an meiner Seite in diesem einzigen Lande zu sehen.“
 Am 3. Januar 1797 fragt sie Peterfen, den von Leipzig Zurückgekehrten, nach Wieland, will auch „von seinem Herrn Bruder das in den Schiller-Goetheschen Xenien erklärt haben, was den Wieland betrifft.“ Aber zu Peterfen selbst sagt die ehemalige Doris: „Sie mein edler unschätzbare! und vorgezogener Freund! geben Sie mir Ihren Segen zu den Briefen von dem See Oneida.“ Ueber Wieland's Kauf von Ohmanstedt äußert sie: „Selteneß Schicksal für einen Poeten in Teutschland!“ Anfang Juli bittet sie dringend, Peterfen möge kommen, „die correspondentz unseres großen Wieland von 1760 bis jetzt“ mit ihr, Sophien, zu lesen: sie fühle sich so einsam, als ob sie auf einer Sandbank wohne. Sie schließt: „Lohnen Sie mich durch Ihren Besuch für erlitteneß Weh — und Segnen Sie mich ein zu der er-

an den geliebten erinnert — eben so an den Freund ihrer alten Tage — aber Sie sollen nicht mehr damit geplagt werden adieu — Lohn durch Ihren edlen Erbprinzen, für dieß was Sie sind für alt Sophie La Roche.“
 In diesem Jahre schrieb Sophie auch „die Geschichte meines Schreibtißches“, ein Werk, welches „in Peterfens Schatten entstanden war und unter seinem Schutz existiren sollte.“ Ohne Bild: er hatte Sophien die Idee dazu gegeben, und sie wollte es ihm widmen. Auf die ihr eigene einfache Art, mit der sie von ihren noch jetzt oft kümmerlichen Umständen spricht, fordert sie den Freund auf, sich mit ihr zu freuen, daß schon die erste Hälfte des kleinen Wertchens ihr den Vorrath ihres Winterholzes gegeben habe. Den 4. December bittet sie wieder: „Ihren Segen, Freund, daß ich bald mit der Geschichte meines Schreibtißches zu ende komme dann kann ich wieder größere Briefe

schreiben aber kein Buch nie — nie mehr — adieu von alt La Roche."

Christiane verschwindet mit diesem Winter aus der Correspondenz, wenigstens als Gegenstand, der besorgt und besucht werden muß, denn sie stirbt in Mainz, wo sie einen ihrer sechs Brüder heimgesucht hatte. Sie hatte zu Sophien gesagt: "Ich spare während meiner Abwesenheit das Kostgeld und schaffe mir, bei meiner Zurückkunft, Hemden dafür." Sie kam nicht zurück und brauchte keine Hemden mehr. Sophie schreibt darüber: "Gott erhalte Sie und lasse durch diesen Tod das Band mit Offenbach nicht abgerissen werden! alles hier bedauert den Verlust der sanften Still Klugen — güte vollen — gefälligen Made-moiselle Pettersen."

Im Mai 1799 bereitet sie, nicht ohne eine gewisse Furcht, man könne über "die wandernde Ruine der Sophie La Roche" lachen, zur Reise nach Weimar sich vor. Sie hatte Peterjen gern mitgebracht, aber er kam nicht und that gut daran, denn die beiden Sophien — "Alt La Roche" und die sie begleitende älteste Enkelin — machten nur bei den wenigsten Weimaranern einen wahrhaft guten Eindruck, und das zu bemerken hätte einem Freunde höchst empfindlich sein müssen. Selbst Sophie scheint empfunden zu haben, daß ihre Tage vorüber seien, und sie bald allein gelassen werden dürfte: am 9. December redet sie Peterjen, "schätzbarster, nun beinahe einziger Freund" an und noch trauriger sagt sie am vorletzten Tage des Jahres: "Gott Segne Sie allein geliebener Freund von alt La Roche."

Die Correspondenz geht die nächsten Jahre hindurch in dem alten Tone fort: Peterjen ist der Gott, welcher bisweilen durch sein Sichtbarwerden beglückt, Sophie die Anbeterin, welche seiner Erscheinungen harret und, wenn sie ihr geworden sind, demüthig dankbar sie feiert. Neues in Bezug auf Sophiens Empfindung und Charakter würden wir aus den weiteren Briefen nicht kennen lernen und dürfen sie deshalb undurchstöbert bei Seite legen. Dagegen tritt "Alt La Roche" uns während ihrer letzten Jahre auf eine andere und zwar sehr liebenswürdige Art — als Großmutter — entgegen in einer Reihe von Blättern, welche an ihre jüngste Enkelin gerichtet sind. Lujo Brentano sandte sie mir, nachdem er nicht ohne Mühe den Besitzer derselben dazu bewogen, sie ihm für mich anzuvertrauen. "Er sagte, sie seien ihm ein theures Andenken an seine Großmutter Meline," schrieb Lujo, "und wenn Sie die Briefe gelesen haben, werden Sie diese Affection begreifen." Das war denn auch der Fall: ich begriff vollkommen den Werth, welchen der Enkel Melines auf diese kleine Sammlung legt. Nirgend erscheint "Alt La Roche" uns ehrwürdiger und zugleich anmüthiger, als gegenüber dieser Enkelin. Sie muß, selbst zierlich und fein, Meline von den Entlinnen vorzugsweise geliebt haben, Meline, die Zarte, Feine, Liebliche, die so gern Spitzenmanschetten trug und so achtungsvoll auf ihre Sachen hielt, daß ihre ersten ängstlichen Worte an die besuchenden Brüder immer lauteten: "Zerkumpel mich nicht!" Selbst der Tadel, den wir im ersten Billet finden, ist zärtlich ausgedrückt. "Liebe Meline," sagt Sophie, "es ist mir leid, dir zu sagen, daß die Tante mit deinem stillschweigen unzufrieden ist, — und das sie recht hat." "Die Tante" war Louise Möhn, die zweite Tochter Sophiens, welche, von ihrem Manne geschieden, bei der Mutter lebte.

Das zweite Blättchen, drei Jahre später, am 20. Juli 1800 geschrieben, ist noch zärtlicher und erfreulich bemerkenswerth durch die Anerkennung, mit der Sophie zu dem jungen Mädchen von der Stiefmutter spricht, welche den Platz Maximilianens, der geliebten eigenen Tochter, eingenommen hatte.

"Du erhältst nur ein kleines Briefchen, liebe Meline! mit der Bitte, doch alles anzuwenden — Dir etwas von Madame Brentano anzuwöhnen — Sie ist schlank und groß — vielleicht wirst du es auch — gebe aber nicht nur in Haltung und gang — sondern in allem auf die schätzbare Frau acht — und merke dir so viel du von ihren vortheilhaften Eigenschaften kannst —

Sage deinen Herren Brüdern viel Complimente von mir — grüße Bettina und sage daß ich Gott bitte, den Geist und den Character Eurer guten Mutter unter Euch zu theilen, adieu herzlich von alt Großmutter

von la Roche."

Am 29. September 1802 fängt die Großmutter ihr Briefchen mit dem Ausruf an: "Und Meline Brentano fragt in so viel Tagen nicht einmal, ob ich Federn genug habe —" Federn für "Alt La Roche" zu schneiden, war Melines Aufgabe. Am 16. September 1803 klagt Sophie: "mir geht es in deiner Abwesenheit mit den Federn sehr übel — die Tante hat mir welche gekauft und durch Herrn Morhart schneiden lassen — aber ich kann nicht so gut damit schreiben, wie mit denen von dir — und bitte dich, diese 4 zu schneiden." Und am 4. October sagt sie: "Schon wieder arbeit mit Federn für liebe gute Meline — aber da Frau Brentano mir schrieb daß du gerne arbeitest — so hoffe daß du auch gerne mit deinem Fleiß Gefälligkeit erweist."

Die nächsten Briefe müssen Meline in Paris auffuchen, wohin sie mit ihrer Schwester "Cunegonde" und ihrem Schwager Savigny gereist war. Sophie fragt am 24. des Jahres 1805: "Und meine Meline rechnet so genau mit ihrer alten Großmutter — und sagt kein Wort, weil der Brief von Metz ohne Antwort blieb — deine H. Brüder können sagen, wie sehr ich wünschte deine adresse in Paris zu kennen."

Nimm liebe! Heute die Versicherung an, daß ich nicht schlafen gehe, ohne dein Portrait zu sagen, was ich dir sagen würde mein schwarzes Band, des Morgens nicht daran befestigte ohne dir glückliche Tage zu wünschen. — Es war natürlich, daß eine Reise nach Paris dir reizend vorkam — Gott erhalte dich! und lasse dich nach dem Samlen schöner Kenntnisse mit dem guten reinen Herzen zurückkommen, mit welchem du aus meinem Haus gegangen bist."

Man sieht, es ist "Alter La Roche" nicht ganz wohl, ihren Viebling in Paris zu wissen. Ein halbes Jahr später schreibt sie heiterer: der Aufenthalt dort geht seinem Ende zu.

Offenbach d 15 August 1805

"Liebe Pariser Kinder! Frau v — Bethmann hat mir Eure grüße gebracht und sehr sehr viel schönes von Eurem Geist und Eurem Leben gesagt — der Himmel erhalte Euch so in voller Gesundheit bis Ihr auch eins nach dem andern 74 Jahr 8 monat alt sein werdet — denkt dann freundlich an mich — und sagt Euch —

unjere Erinnerung und unsere Briefe aus Paris 1805 haben der alten Großmutter viele Freude gemacht und sie segnete uns herzlich dafür.

Meline! da du Liebe! mir selbst schreibest du würdest mich bald sehen und Bettina gestern mir meldet — Ihr gute Kinder

kommt in 6 Wochen, so bleibt mir nichts als Euch glückliche Rückreise zu wünschen und dir noch eine Bitte zu machen, welche du aber wie ich es wünsche erfüllen mußt mir zwey kleine Kupfer mit den Ansichten von dem Havre de grace mitzubringen besonders eins wo man einen der zwey Leuchthürme sieht — ich wünsche sie hauptsächlich wegen einem der Leuchthürme — du hast also nur ein Blätgen nötig — Nimm kein kostbares liebe Meline! ich bitte dich — aber ein wahres, wo man ein Theil von dem Meer u aber ganz gewiß einen Leuchthurm sieht sonst will von allen Kostbarkeiten Paris nichts — Gott erhalte Euch und erfülle meinen Seegen — in nig werde mich freuen dich zu umarmen — ich sah oft mit herzlichem Seegen u Liebe auf deinen Platz in der Stube

deiner Großmutter la Roche."

Am Ende dieses Jahres finden wir Meline bei Savignys in Marburg, wohin Cunegonde aus Paris eine kleine Bettina mitgebracht hat. Im Anfang des nächsten hat Meline einen Vorrath Federn für die Großmutter geschnitten, welche dafür dankt, indem sie mit einer davon schreibt. Am "22 July 1806" wird Meline achtzehn Jahr alt, und die Großmutter wünscht ihr Glück, kann aber kein "schönes Geschenk" schicken. In demselben Jahre auch stirbt Sophie Mereau. Sie war 1804 von ihrem ersten Manne geschieden worden und hatte sich 1805 mit Clemens Brentano verheirathet. "Alt La Roche" nahm lebhaft Theil.

d 4 nobr

"Liebe Meline! jage dem Guten traurigen Clemens! daß ich ihn herzlich bedauere, so viel Kummer zu haben, und recht gern etwas beitragen möchte, ihn zu trösten — schreibe mir doch etwas über den schnellen Verlust dieser sonst so stark scheinenden Frau — Leb doch das Kind?"

Ach Kinder meiner Max!

Gott gebe Euch alles Gute, was die arme alte Großmutter Euch wünscht —

Gute Brüder und Schwestern von trauernden Clemens! Thut alles was Geist und Herz vermag um Balsam in die Wunde zu gießen ich umarme und Segne Euch

als Großmutter

la Roche."

Noch ein Brief handelt von Clemens, der folgende von Sophiens wirklich lestem Buche.

d 12 Xbr 1806

"Liebe Meline! ich will dich bitten daß so bald Ihr von Melusines Sommerabend

reden hört, nicht unzufrieden werdet, noch kein Expl. zu haben — Hr. Bertuch schickte noch nicht was mir gehört — da Hr. Gräff mir immer 20 gab — alle Tage erwarte ich — und Ihr guten Kinder! — sollt den letzten Traum von der Großmutter zugleich erhalten — ich war in allem mit diesem letzten Werk nicht glücklich, aber es geht jetzt alles gute verkehrt. Tausend schön und gute Wünsche für alle von

alter Mutter la Roche.

Jetzt weinte ich über Hamburgs Schicksal, Hr. Trentel, Sohn eines Freundes in Paris kam daher u erzählte — ach Gott lenke Napoleon."

Der letzte Traum der Großmutter" wurde zugleich Veranlassung zur letzten Huldigung, die Wieland seiner ehemaligen Doris darbrachte: er hatte Sophie nämlich veranlaßt, dem Werkchen ihre Autobiographie vorzusetzen, und begleitete diese mit anerkennenden Bemerkungen.

Am "4 deff jahrs 1807" dankt Sophie der Enkelin noch für die Wünsche zum neuen Jahre, wie sie ihrem Peterjen in dem letzten Briefe an ihn für seinen Glückwunsch zum Nikolaustage, ihrem Geburtsfest, gedankt hatte. Ein kleines Billet vom 4. Februar an Meline ist unverständlich durch Kürze und Privatbeziehungen. Es dürfte das letzte von Sophiens Hand sein, denn am 18. Februar starb, wie schon gesagt, "Alt La Roche."

[2653]

Der Bräutigam aus Zufall.

(Schluß.)

Zweites Kapitel.

Die erste Frage der Gräfin war natürlich, ob ihre Briefe auch richtig besorgt wären; und die schuldbige Lydie antwortete darauf mit einem kaum hörbaren: "Ja."

In einem Unfall von aufrichtiger Reue stand sie im Begriff, sich Frau von Nardillac zu Füßen zu werfen und ihr Alles zu gestehen; aber der Wuth fehlte ihr dazu, das Geständniß wollte nicht über ihre Lippen. Ich muß noch warten, dachte sie, im entscheidenden Augenblick geht es am Ende leichter.

"Mein Gott!" sagte Frau von Nardillac, die das sonderbare Benehmen ihrer Zofe natürlich sehr überraschte, "was hast Du, meine arme Lydie? Ich habe Dich nie so gesehen! Nimmst Du an meinem Glück solch' innigen Antheil, so verspreche ich Dir, auch für das Deine sorgen zu wollen. Liebes, gutes Kind, diese Hingebung rührt mich."

So viele Worte waren eben so viel Dolchstiche für die unglückliche Lydie.

"Aber um auf die Briefe zurückzukommen," fuhr die Gräfin fort, indem sie in den Spiegel blickte, "hat Laqueur Herrn von Salbran gesehen?"

Lydie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Sie nahm sich aber zusammen und antwortete:

"Ja, Frau Gräfin, der Herr Marquis war zu Hause."

"Allein?"

"Mit dem Vicomte von Noisy."

"Dieser liebe Marquis, er war gewiß ganz außer sich vor Freude über den Inhalt meines Biletts. Ich wette, daß das dem Herrn Laqueur eine gute Einnahme verschafft hat."

"Frau Gräfin könnten sich irren."

"Oh, ich wette um zehn Goldstücke!"

"Dann haben Frau Gräfin sie verloren."

"Herr von Salbran, der für einen der nobelsten und freigebigsten Cavaliere des Hofes gilt, sollte dem armen Laqueur Nichts gegeben haben?"

"Er gab ihm einen Abschied, den Laqueur sicher nicht von der Großmuth des Herrn von Salbran erwartet hatte."

"Nun, was werde ich erfahren?"

"Die gnädige Frau werden gewiß sehr erstaunt sein."

"So komme doch zum Ende! Was that Herr von Salbran?"

"Er warf Laqueur aus dem Zimmer."

Frau von Nardillac stand einen Moment starr.

"Bist Du von Sinnen, Lydie?"

"D nein, ich bin vollkommen bei Sinnen und kann die Wahrheit meiner Aussage bezeugen."

"Wie, der Marquis hätte sich erlaubt, einen meiner Leute mißhandeln?"

"Im weitesten Maße hat er das!" rief Lydie, glücklich, den Marquis diesen Schlag verzeihen zu können.

"Hat vielleicht Laqueur den Respekt außer Acht gelassen, der er Herrn von Salbran schuldig ist?"

"D Laqueur ist ein so gebildeter Laie —

"So weiß ich nicht, was ich denken soll! Ah, meine Meinungen hierüber soll der Herr Marquis bestimmt zu hören bekommen."

Und als ob sie dies peinliche Thema nun verlassen wollte, fuhr sie mit freundlicher Miene fort:

"Hat Laqueur auch den jungen d'Etioles und den alten Duclesieux zu Hause getroffen?"

"Ja, Frau Gräfin!"

"Was hat der arme Chevalier gesagt, als er meinen Brief gelesen?"

"Herr von Etioles wurde sehr verwirrt, er zitterte wie Espenlaub — dann ward er leichenbläß und sank auf einen Stuhl, ohne in eine Klage auszubrechen. Laqueur hat ihn nicht todt, als lebendig verlassen."

"Die Antwort war vorauszusehen."

Frau von Nardillac zuckte mit den Achseln, sagte aber weiter kein Wort.

Nach einer Pause, als sie merkte, daß ihre treue Lydie in verbrießlichen Gedanken da stand, begann sie, ihr leicht auf die Wangen klopfend, von neuem:

"Und nun berichte mir noch, was Herr Duclesieux gemacht hat?"

"Er hat getranzt," entgegnete trocken die Zofe.

"Getranzt?!" wiederholte Frau von Nardillac aufs höchste erstaunt.

"Und außerdem hat er Laqueur dreißig Goldstücke gegeben."

"Zimmer besser!" rief die Gräfin. Doch in dem Augenblicke verkündete Laqueur, daß das Souper bereit stehe. Die Wandausschlag sieben, also blieb nur noch kurze Zeit der Vorbereitung am Salbrans Besuch. Dieser Gedanke ließ Frau von Nardillac als bald auf Herrn Duclesieux vergessen.

Die Gräfin aß einen Rebhuhnflügel und trank einen Schilling spanischen Weins dazu, zerbröckelte etwas Marzipan zwischen den Fingerspitzen, bis in eine Pflirsch und verließ dann den Tisch, in der Ueberzeugung, soupir zu haben.

In ihrem Boudoir setzte Frau von Nardillac sich auf eine Causeuse mit dem Rücken nach der Thür hin, stützte das Köpfchen in ihre schöne Hand und, in weicher Stimmung über ihre eigenenthümliche Lage nachdenkend, konnte sie eine gewisse Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, nicht bekämpfen.

Ist die Freiheit meines Benehmens nicht am Ende tadelnswerth? fragte sie sich.

Und Frau von Nardillac mußte eingestehen, daß ihr Blick an den Marquis von Salbran mindestens eine Unvorsichtigkeit zu nennen war.

Aber wenn er es ernstlich meint, dachte sie, so habe ich Nichts zu fürchten. Doch wie — wenn das Ganze nur ein Spiel von seiner Seite gewesen wäre? Die Männer binden sich so schwer, wir verlieren unser Herz — sie behalten das ihre. — Ich weiß nicht, was ich im Augenblick fühle. Sollte es Reue sein? Liebe ich denn wirklich Herrn von Salbran, und ist mir Chevalier d'Etioles so durchaus gleichgiltig?

Während Frau von Nardillac mit ihren Gedanken sich noch weiter quälte, ohne es doch zu einem Entschluß und zur Klarheit über sich zu bringen, suchte Lydie Laqueur heimlich im Vorzimmer auf und, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe sei, der den Lauscher machen könne, sagte sie, ihm freundlich auf die Schulter klopfend:

"Du mußt mir einen großen Dienst erweisen, Laqueur."

"Ich stehe zu Befehl, Mademoiselle Lydie," rief der Laqueur voll Eifers.

"Zur Sache also! Du stellst Dich als Schildwache nicht weit von der Thür unseres Hotels, aber so, daß es Niemand auffällt, und sobald Du einen Wagen herankommen hörst, gibst Du genau Acht, ob es der des Herrn Duclesieux ist."

"Da werde ich bestimmt nicht irren können, denn die Equipage jenes Herrn ist leicht zu erkennen; sie strotzt von Gold, ebenso wie die Livree des Kutschers. Es fehlt nur noch, daß Herr Duclesieux auch die Gesichter seiner Leute vergolden ließe!"

Lydie war zum Lachen nicht aufgeleget. Sie fuhr daher fort:

"Höre weiter: Du gehst gerade auf den Wagen zu, hältst ihn an und sagst Herrn Duclesieux, daß Frau Gräfin in aller Eile zu Frau von Sombrenil gerufen worden sei, die sich plötzlich sehr unwohl befindet; entschuldigst aus diesem Grunde Frau von Nardillac und fügt noch einige bedauernde Worte hinzu, die Nichts schaden können."

"Ist das Alles?" fragte Laqueur, bereit fortzustrizen.

"Ja, das ist Alles, und nun schnell auf Deinen Posten; und vor Allem bemühe Dich nicht, Etwas davon zu verstehen. Ich werde Dir später das Räthsel lösen."

Laqueur verschwand.

"Endlich!" sagte die Zofe, tief Athem holend, "nun kann ich bis morgen ruhig sein, und dann wollen wir weiter sehen."

Mit aufgeheitertem Gesicht und lächelndem Munde eilte Lydie ins Boudoir ihrer Herrin.

Frau von Nardillac bemerkte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

"Ich sehe, daß Du Dich wieder besser befindest, liebe Lydie."

"D! ich fühle mich wieder ganz wohl!"

"Desto besser."

Lydie fing plötzlich zu lachen an. Ach, dachte sie, wenn Frau von Nardillac wüßte, daß sie sich so schön geschmückt hat, um Herrn Duclesieux zu empfangen!

Und da sie einmal begonnen, konnte sie nicht sobald wieder aufhören mit Lachen.

Frau von Nardillac war sehr betroffen.

"Bist Du toll, Lydie?" sagte sie streng.

"Ach, wenn Frau Gräfin wüßten —"

"Ich will Nichts wissen, Mademoiselle, und finde Dein Benehmen sehr unpassend."

Aber noch immer nicht konnte Lydie sich bezwingen.

"Du bist eine Unverschämte!" rief nun die Gräfin, indem sie heftig aufstand und ihr ein Zeichen machte, hinauszu gehen.

In diesem Augenblicke wurde stark an die Hausthür geklopft.

Lydie fuhr zusammen, und Frau von Nardillac fiel auf ihre Causeuse zurück.

Das ist er," hauchte sie.
Die Gräfin hatte die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz gelegt.
Lydie lachte nicht mehr. Ihr Gesicht war bleich geworden, zitterte am ganzen Körper.
"Er kommt, er kommt herauf!" stammelte sie fast mit Schrecken.
"Nun ja, ohne Zweifel kommt er," wiederholte die Gräfin. "Aber so eile Dich doch, laufe doch!"
Da pochte ein Finger leise am Vorzimmer. Lydie, zum Tode erschrocken, stürzte hinaus.
Sobald sie allein war, griff Frau von Nardillac hastig nach dem Spiegel und warf noch einen letzten Blick auf ihre Toilette, aber es die Gräfin erzürnte, auf der reizenden Stirn die fatale Falte wieder hervorgerufen. Diese Mahnung an die Vergänglichkeit ihrer Schönheit erschien fast wie ein grausamer Hohn des Schicksals. Gut, daß es bereits zu dämmern beginnt, dachte sie. Jetzt stürzte Lydie herein, mit lautem Ruf:
"Ach, Frau Gräfin, er ist da, er ist da —"
"Nun, was ist dabei überraschend? Ich erwartete ihn ja —"
"Ohne Zweifel — aber — indessen — ach, welche Freude! welches Glück! — daß er es ist — oder, daß er es vielmehr nicht ist — gültiger Gott! Das habe ich mir nicht erwartet! — die schon glaubte — aber woher kam es, daß der Andere so unglücklich war — bei alle dem — rathe, wer kam!"
Lydie hielt an sich, die Freude erstarrte sie beinahe. Das Mädchen ist toll, dachte die Gräfin.
"Soll ich ihn eintreten lassen?" fuhr die Jose, ganz außer sich, dann fort. "Er ist da — er wartet — er zittert — o, nicht mehr, als ich — mein Herz schlägt zum Zerspringen! Sie haben also, daß er eintreten darf, nicht wahr, meine gütige Herrin?"
"Aber er könnte schon seit zehn Minuten hier sein," rief Frau von Nardillac mit Ungeduld.
Und sie nahm ihren Platz auf der Causeuse wieder ein und schaute anscheinend ruhig mit ihrem Spitzentaschentuch.
Anscheinend ruhig, aber in ihrem Innern war ein Widerstreit mannigfacher Empfindungen. War es nicht leichtsinnig gewesen, dem Marquis Hoffnung auf ihre Hand zu geben, bevor sie ihr eigenes Herz ernstlich geprüft hatte? Nun er ihr nahe war, lag Zweifel an seiner Lauterkeit, seinem Charakter in ihr auf. Jedenfalls wollte sie nicht seinen ersten Blicken begegnen und sagte sich deshalb mit dem Rücken gegen die Thür.
"Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie," sagte Lydie; Frau Gräfin erlaubte es... fassen Sie Muth!" Damit führte sie einen schönen jungen Mann in das Zimmer, dem das Herz in Erwartung, Hoffnung und Liebe klopfte. Der Anzug von silbergrauem Sammet, mit rosa Atlas gefüttert und verbrämt, stand ihm vorzüglich, aber mit dem Generalpächter hatte er nicht die mindeste Ähnlichkeit.

Drittes Kapitel.

Schüchtern näherte er sich der Causeuse und beugte hochachtungsvoll sein Knie.
Die Gräfin erhob den Kopf nicht, aber sie reichte ihm ihre Fingerspitzen dar. Der junge Mann nahm die Hand und drückte seine Lippen zum Kusse darauf.
Frau von Nardillac versuchte endlich, ihre Hand zurückzugeben. Sanft widerstrebte der Jüngling, und die Gräfin ließ es geschehen.
In tiefer Bewegung, doch schweigend, blieben so Beide, die Hände ineinander verschlungen, die Augen niedergeschlagen.
Zuerst unterbrach Frau von Nardillac die Stille:
"Was sollen Sie denken, da ich solchen Schritt gewagt! Wären Sie wenigstens, daß ich mich selbst am strengsten desfalls tadelte!"
"O meine theure, gnädige Frau, könnten Sie grausam genug sein, mir mein Glück schon wieder zu entreißen? Freilich wagte ich es nie für mich zu hoffen!"
Die Stimme flüsterte so leise und klang so flehend, daß Frau von Nardillac, obgleich sie Mühe hatte, sie zu verstehen, bis in die tiefste Seele sich von ihr gerührt fühlte.
"Vielleicht," antwortete sie in steigender Verwirrung, "würde ich die Worte meines Briefes nicht Lügen strafen, wenn ich an die Aufrichtigkeit Ihrer Empfindungen für mich glauben könnte!"
"Sprechen Sie aus — befehlen Sie, gnädige Frau! Zu welchen Prüfungen Sie auch Ihren treuen Sklaven verdammen wollten, ich nehme sie im Voraus an; legen Sie mir die schwersten Proben auf, die Ihre Phantasie erfinden kann, ich unterwerfe mich allem. Der letzte Tropfen meines Blutes gehört Ihnen; wie Ihnen von dem Tage, an dem ich zum ersten Mal Ihre Schwelle überschritt, die höchste Bewunderung, der glühendste Wunsch und die einzige, erste Liebe meines Herzens gehörte!"
Eine Thräne fiel auf die Hand der Gräfin. Konnte diese Erwache, diese Thräne falsch sein?
"Sie lieben mich wahrhaft?"
"Wahrhaft und innig!" rief der junge Mann und ließ sich vor der schönen Frau auf die Kniee nieder.
Die Gräfin stieß plötzlich einen Schrei aus und wich bestürzt zurück. Sie hatte den Chevalier d'Etioles erkannt.
"Mit welchem Rechte befinden Sie sich hier?" rief sie ebenso erregt als zornig.
Herr von Etioles glaubte zu träumen.
"Antworten Sie, mein Herr, antworten Sie!"
Als Antwort reichte er ihr den empfangenen Brief.
Frau von Nardillac war sprachlos.
Sie drehte das Couvert mit zitternden Händen herum und las wohl drei Mal die Adresse: "An Herrn Chevalier d'Etioles."
Die Handschrift war diejenige Lydiens. Frau von Nardillac durchsternte das Billet und schleuderte es ins Zimmer.
Die Unbesonnene hat sich geirrt, dachte sie; mit ihrem Kopf voll Thorheiten thut sie nie etwas Anderes!
Was nun? Ich kann ihm doch auf keinen Fall gestehen, daß diese meine Erklärung dem Marquis von Salbran gemacht werden sollte! Ach, Fräulein Lydie, Ihre Ungeschicklichkeit wird Ihnen theurer zu sehen kommen! Frau von Nardillac hatte sich erhoben und ging heftig im Zimmer auf und nieder, ohne sich um den armen Chevalier zu kümmern.
Dieser war auf die Causeuse gesunken, stützte den Kopf auf die Lehne derselben und schien von tiefem Schmerz erfüllt.
Er konnte sich die plötzliche Wandlung nicht erklären; hatte er etwas verborgen, ohne es zu wissen und zu wollen? Da

stand Frau von Nardillac still, und ihre Augen hefteten sich mit leidvoller auf den Chevalier.
"Armer junger Mann, dachte sie, er ist schuldlos! Welches Unrecht hat er mir zugefügt? Keins. Er liebt mich; ist das ein Vergehen? Wirklich, es bricht mir das Herz, ihn so zu sehen; sein Schmerz rührt mich, und wenn ich auf mein Mitleid hören wollte —"
Frau von Nardillac näherte sich leise der Causeuse und legte ihre Hand auf die Schulter des Herrn von Etioles.
"Lieber Chevalier," sagte sie mit unendlicher Güte, "ermann Sie sich! Ihr Kummer schmerzt mich tief — ich will ihn zu lindern suchen. Wenn meine Worte Sie verlegt haben, so bedaure ich es aufrichtig... Herr von Etioles, ich bitte; hören Sie mich."
Der Chevalier erhob langsam den Kopf.
"Sagen Sie, Gräfin, wodurch ich Ihren Unwillen erregt habe?" fragte er im sanftesten Tone.
Nun schwiug verlegen die Gräfin.
Der Chevalier fuhr fort:
"Dieser Brief, den Sie soeben verleugnet haben, versprach er mir nicht Ihre Zuneigung? Würde ich es gewagt haben zu kommen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten: Komm! und als ich hier eingetreten war, reichten Sie mir da nicht freundschaftlich Ihre Hand? Haben Sie nicht mit Wohlwollen, mit Güte, ja mit Zuneigung zu mir gesprochen? Habe ich nun doch etwas gethan, mir Ihren Horn zuzuziehen, so bereue ich es in tiefster Seele und bitte Sie herzlich um Ihre Verzeihung — aber noch weiß ich nicht, was das sein könnte."
So sprechend, faltete Herr von Etioles bittend seine Hände; aber der rührende Ton seiner Stimme sprach noch mehr ihm zum Vortheil, als seine Worte.
"Beruhigen Sie sich, Herr Chevalier," sagte die Gräfin, "Sie haben weder ein Verbrechen noch eine Handlung begangen, die ich Ihnen zu verzeihen nöthig hätte; Keiner vermöchte sich ausgedehnter an Ihrer Stelle benommen zu haben. Und wenn Jemand sich schuldig fühlen muß, so sind Sie es nicht, ich wiederhole es, sondern ich bin es!"
"Sie?" rief der Chevalier ganz außer sich, "Sie, gnädige Frau, die Sie so gültig, so nachsichtig, so in jeder Hinsicht vollkommen sind!..."
"Sie gerade dürfen nicht so sprechen, Chevalier, denn —"
Die Gräfin zögerte, sich weiter zu äußern, dann sagte sie:
"Ich habe mit Ihrer Ruhe gespielt!"
"Ja, Chevalier," fuhr sie sichtbar beunruhigt fort und indem sie ihre Worte wie mühsam herausschob, "ja, dieser von mir geschriebene Brief — dieser Brief, der Ihnen so viel Hoffnungen gab — dieser in jeder Hinsicht unbesonnene Brief, der Sie zu mir rief, war Nichts, als ein Scherz, ein Spiel, ein Zeitvertreib. Und nun sagen Sie: können Sie mir verzeihen?"
Der Chevalier antwortete nicht, er wendete sein Antlitz zur Seite und machte nur mit der Hand eine sanft abwehrende Bewegung.
Frau von Nardillac hatte dieses arglose und vertrauensvolle Herz bis ins Innerste verwundet. Sie sah das jetzt zu ihrem Schmerze ein und mußte sich nun selber fragen: Bin ich denn so grausam? Ist mein Herz jedem Mitgefühl verschlossen? Muß ich ihn erst tödten, um Erbarmen mit ihm zu haben? — Und sie neigte sich zu ihm und sprach aufs zärtlichste: "Mein lieber Chevalier, mein lieber d'Etioles!"
Der junge Mann erhob sein Antlitz und lächelte wehmüthig. Frau von Nardillac blickte ihm voll und innig ins Auge und sie wußte selbst nicht, wie es geschah, daß dieser Blick Sekunden hindurch wahrte.
Der Chevalier schwiug noch immer.
"Chevalier," fragte sie endlich mit zärtlichem Drängen, "wollen Sie mir verzeihen?"
Eine Thräne entrollte ihren langen, dunklen Augenwimpern und fiel auf die Hand des Chevalier.
"Sie weinen!" rief er, "um Gott, warum weinen Sie?"
"Ich weiß selbst nicht," flüsterte Frau von Nardillac, ganz den Gefühlen hingegeben, die sich ihrer bemächtigt hatten. "Chevalier, fragen Sie mich nicht, meine Worte können das nicht erklären, was ich empfinde. Alles in mir ist ungewiß, verwirrt, mir selbst geheimnißvoll und bewegt, und doch —"
"Sie leiden, Luise," rief er und drückte ihre Hand an sein Herz, als wollte er sie vor jeder Gefahr sicher stellen.
"Nein, nein; ich leide nicht. O, lassen Sie mir nur Zeit, mich selbst zu begreifen, zu verstehen; ich weiß nicht, was ich thue, und mißtraue mir selbst."
Herr von Etioles drang jetzt in sie mit den Worten der Liebe, einer Sprache, die ewig dieselbe ist und sein wird nach Jahrtausenden — da erschien Fräulein Lydiens unbesangenes Gesicht plötzlich in der Zimmerthür.
Die Gräfin erhob sich rasch.
"Verzeihen die gnädige Frau, wenn ich störe," begann die Jose.
"Nun, was willst Du?"
"Ich bringe zwei Briefe," antwortete Lydie mit Betonung; "sie sind mir gleich nach Ankunft des Herrn Chevalier übergeben worden; zuerst zögerte ich, sie Ihnen zu überbringen, bedachte dann aber, sie könnten vielleicht dringend sein, und Frau Gräfin besonderes Interesse haben, sie sogleich zu lesen."
Frau von Nardillac biß sich in die Lippen, sagte aber nur:
"Wo sind die Briefe?"
"Hier, gnädige Frau! den einen brachte der Kutscher des Herrn Simon Duclésieux, den anderen der Lackei des Herrn Marquis von Salbran."
Die Gräfin warf Lydien einen Nichts weniger, als gütigen Blick zu.
Das erste Schreiben, das sie öffnete, war das des Marquis von Salbran; es lautete:
"Ihr Brief würde meinen Zorn reizen und mir den Gedanken an Rache einflößen können, wären Sie im Grunde meines Herzens mir nicht so gleichgiltig, wie kaum ein kleines Bürgermädchen aus der Provinz mich weniger zu interessiren vermöchte. Wenn meine früheren Neugierigkeiten mich Lügen zu strafen scheinen, so vergessen Sie nicht, daß es unter uns Cavalieren Sitte ist, den Frauen zu sagen, daß man sie hübsch finde und anbete. Sie mußten das nicht gleich für baare Münze nehmen. Heirathen Sie den braven Herrn Duclésieux. Er ist ein Mann ohne Geist, ohne Ahnen — aber er besitzt Millionen. Sie sehen, ich bin großmüthig."
Marquis von Salbran.
Frau von Nardillac war erstarrt. Im ersten Augenblick fragte sie sich, ob diese Beleidigungen wirklich ihr gälten, und ob

die Unterschrift wirklich die des Marquis von Salbran sei. Aber es war Beides so. In gerechtem Zorn zerriff sie den abschließenden Brief, hielt ihre Thränen aber mit Gewalt zurück. Ihr Stolz litt nicht, daß sie weinte. Rasch erbrach sie das Siegel des zweiten Briefes und las:
"Lieber Unmensche, Ihr Billet bezaubert mich, Ihre Härte entzückt mich. Zudem Sie mir meine Freiheit wieder geben, erfüllen Sie meine sehnlichsten Wünsche! Seit acht und vierzig Stunden war ich der unglücklichste Glückliche. Eine Waise von mir ist hier angekommen. Meine erste und, wie ich jetzt glaube, einzige Liebe. Denn seit ich sie wieder sah, bin ich um dreißig Jahre jünger geworden, alle Erinnerungen leben in mir auf. Sie hat mir gleichfalls die frühere Zuneigung bewahrt; auch dem Alter nach passen wir besser zusammen. Meine ganze Qual und Verzweiflung war nur, wie ich Ihnen, gnädige Gräfin, den Wechsel meiner Gefühle — der eigentlich kein Wechsel ist — entdecken sollte. Da kam Ihr Brief. Fragen Sie nur Laqueur, wie entzückt ich über denselben war. Ach, Sie haben mich zum Glücklichen der Sterblichen gemacht. Und glauben Sie an die tiefste Erkenntlichkeit Ihres ungetreuen, aber ergebenen Dieners und Freundes
Simon Duclésieux."
Obgleich sie noch die Wunde fühlte, welche der Brief des Marquis ihr geschlagen, mußte die Gräfin jetzt doch lachen, und reichte den sonderbaren Brief auch Lydien zum Lesen hin.
"Nun, gnädige Frau," sagte dieselbe dann mit leiser Stimme, "was denken Sie von dem Abenteuer?"
"Ich finde es originell, Lydie!"
"Bedauern Sie, daß hier der Zufall sein Spiel getrieben?"
"War es Zufall?"
"Ohne ihn säße dort nun jener böse Mensch, der meine gnädige Gebieterin mit seinem Brief so erzürnen konnte! Gewiß gab er sich darin ganz wie er wirklich ist. Ich sagte es ja immer, aber Sie wollten mir nicht glauben."
"Neben mir nicht mehr von Herrn von Salbran," versetzte die Gräfin kalt und streng; "was er gethan und geschrieben, ist eines Edelmannes unwürdig."
Herr von Etioles war, als Frau von Nardillac ihren Sitz verließ, ebenfalls aufgesprungen und hatte sich, während die Gräfin las, in bescheidener Entfernung gehalten. In einer Ecke des Zimmers stand er auch jetzt noch schweigend. Auf der Gräfin letzte Worte hin fuhr Lydie fort:
"Dieser liebe Herr von Etioles ist so schüchtern! Sehen Sie, auch jetzt wagt er nicht, sich Ihnen zu nähern."
"Chevalier, ich bitte," sagte Frau von Nardillac und, wahrscheinlich um für den schönen Brief des Marquis und für die Treulosigkeit des Herrn Duclésieux sich zu rächen, war die Gräfin von einer Liebeshörigkeit und einem Geist ohne Grenzen. Ihre anmuthige Heiterkeit riß Herrn von Etioles zum höchsten Entzücken hin. Lydie kam ab und zu und erlaubte sich gelegentlich ein Wort mit einzuflechten, immer in der Absicht, irgendwie, und war es auch noch so verblümt, zu Gunsten der Liebe des Chevalier zu sprechen.
Plötzlich blickte die Gräfin nach der Wanduhr; der Zeiger wies auf Zehn.
"Mein Gott! und Sie sind noch hier, Chevalier," rief sie plötzlich.
"Ich vergaß die Zeit in Ihrer Nähe," sagte mit vollster Aufrichtigkeit der junge Mann.
Frau von Nardillac erhob sich.
"Ich eile, mich zurückzuziehen," sagte Etioles. "Aber," fügte er, die Hand der Gräfin küßend, im Tone sanftester Bitte hinzu, "ich darf wieder kommen? Morgen?"
"Sie sollen willkommen sein, lieber Chevalier!" beschied ihn die Gräfin mit dem herzlichsten Lächeln.
Als Herr von Etioles, ein Freidetrunkener, das Haus verlassen hatte, wohin er morgen als erklärter Verlobter wiederkehren sollte, fragte Frau von Nardillac halb — so schien es — die Jose, halb sich selbst: "Wovon hängt die Liebe ab?"
"Vom Zufall," antwortete Lydie.
"Und das Glück?"
"Vom Zufall."
"Und wenn ich nun den Chevalier zum Manne nehme — wovon hing dann meine Heirath ab?"
"Vom Zufall! — immer vom Zufall!"
"Nun," sagte die Gräfin, "so wollen wir diesen wenigstens einen Glückszufall nennen, für den wir Gott zu danken haben."
[2666]

Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.
(Fortsetzung.)

Nach dem Meerwasser ist das stehende, mehr oder weniger faulende Wasser der Teiche, Sümpfe und Lachen das ungeeignetste, was man genießen kann. Kann man es denn überhaupt über die Lippen bringen? fragt vielleicht der Leser. Zum Wohlgeschmack wird gewiß Niemand es wählen, und wer es genießt, wohl nur die traurige Wahl haben, ob er verschmacktend unkommen oder diesen Labetrunk zu sich nehmen will. Wer darauf vorbereitet ist, längere Zeit in solchen Gegenden zu leben, wo es nur Sumpfwasser gibt, kann sich allerdings durch den Kohlenfilter das Wasser reiner und durch den Kohlensäure-Apparat auch leidlich schmackhaft machen, aber für Wanderer, Jäger, Soldaten u. A. auf Märchen sind diese Hilfsmittel doch zu unständlich.
Schneewasser ist ohne Nachtheil für die Gesundheit zu genießen, scheint aber doch nicht zu den Delicatescen zu gehören, denn der unverwöhnte Eskimo auf Boothia felix, welcher zehn Monate im Jahre sein Schneewasser über der Thranlampe aufthaut, bemüht doch mit unendlicher Freude das kleine rieselnde Bäcklein, welches der kurze Sommer ihm fließen läßt.
Nicht viel besser ist es mit dem Regenwasser, welches im Orient, auf der Karst, in Venedig, Livorno und anderen quellenlosen Orten in Cisternen gesammelt und in Ermangelung von frischem Brunnenwasser getrunken wird. Um ihm den weichen, faden Geschmack zu nehmen, kühlt man es mit Eisstückchen und versetzt es mit Fruchtstücken.
Das Flußwasser ist in vielen Fällen ohne Schaden genießbar, allein selbst das beste kann noch nicht als normales Trinkwasser gelten. Ihm fehlt die Kohlensäure und jener wenn auch geringe Gehalt an Salzen, ohne welchen das Wasser weder erquickend noch pikant schmeckt. Allerdings ist — Gott sei Dank! — der Geschmack verschieden, und es gab und gibt manche Kräuze,

die für Wasser gewisser Flüsse schwärmen, besonders wenn sie kein besseres haben. Da tranken zum Beispiel, nach Herodot, die Könige der Perser nur Wasser aus dem Choaspes, der die Mauern Susas bespülte. Es wurde abgekocht, gefühlt und in silbernen Gefäßen auf der Reise mitgenommen. Später wurde das Wasser eines andern, ich weiß nicht mehr welchen Flusses noch köstlicher befunden und das goldene benannt. Nur der König und sein ältester Sohn durften es trinken, für Andere stand Todesstrafe darauf. Auch das Nilwasser wurde besonders delicat gefunden, und Polybius erzählt uns, daß Ptolemaeus Philadelphus, der seine Tochter an Antiochus, König von Syrien, vermählt hatte, ihr stets Nilwasser nachsendete! Die Indier meinen, es könne nirgend wahre Schönheit geben, wo nicht das Wasser ihres heiligen Stromes getrunken werde. Es muß doch aber nicht so unfehlbar sein, sonst hätten wir gewiß schon Eau de Ganges im Handel. — Bekannt ist ja auch, daß die Petersburger ihr dem Ladoga-See entströmendes Newa-Wasser als das köstlichste Trinkwasser der Welt preisen. Man kann es ihnen nicht verargen, sie wohnen auf weitenweitem Sumpfboden und haben nirgend ein frisches Brunnen- oder Quellwasser. Was thut nicht Mancher in der Noth? Und schmeckt das Newa-Wasser nicht delicia, wenn es im Samowar gekocht, über Karavanenthee gegossen, mit Zucker versüßt und mit Arac versetzt ist? Nur roh muß man, und namentlich der Fremde, es nicht zum Durstlöcher genießen wollen, dann krümmt sich freilich der Magen und erlaubt sich die bedauerlichsten Excesse. Wenn im Frühjahr die Eisdecke schmilzt, wird ein Pocal mit solchem Wasser gefüllt dem Kaiser feierlich überreicht, der ihn austrinkt und mit Goldstücken gefüllt zurückgeben läßt. Früher soll dieser Pocal eine ansehnliche Größe angenommen haben, aber ein Czar meinte, ein kleinerer Becher wäre auch schon ausreichend! Natürlich kann er dies nur aus Gesundheitsrückichten gesagt haben, ein anderes Motiv anzunehmen ist nicht erlaubt. —

Aber nun das Seine-Wasser in Paris und das Themse-Wasser in London! Man schaudert, wenn man dies Gewimmel von Thieren, diese üppige Pflanzenvegetation in einem einzigen Tropfen sieht und sich lebhaft vorstellt, wie Tausende solcher Aquarien mit einem Schlucke in den Magen gelangen. Denn die Filtration in den Wasserwerken, namentlich Londons, ist ungenügend, und John Snow hat evident nachgewiesen, welchen entsetzlichen Einfluß auf die Verbreitung der Cholera das mit Auswurfstoffen verpestete Leitungswasser in London gehabt hat. Was will es gegen solchen Mißbrauch der Unkenntniß und des Vertrauens der Laien besagen, daß es noch schlechtere Wasser gibt, daß z. B. der Rio negro schwarz von der Menge beigemischter organischer Bestandtheile, und der Rio vinagro sauer von freier Schwefelsäure ist? Sie werden wenigstens nicht als Trinkwasser aufgeführt; in England aber bemüht sich die Industrie (Clar), dem Publicum einzureden, daß gerade das filtrirte Flußwasser sehr gesundheitsdienlich und durch Zusatz von Kalksalzen auch schmackhaft sei. Ein gutes Flußwasser, resp. Leitungswasser, welches keine Blei- und Eisentheile enthält, ist allenfalls nicht schädlich, aber es ist und bleibt fade und kann das gesunde Trinkbedürfniß des Menschen naturgemäß nicht befriedigen. Es bietet ja genug Vortheile für Wirtschaft und Industrie: es ist gut zur Bierbrauerei, Bäderei, Färberei, zum Baden, Abspülen, Waschen, Scheuern, Kochen, es gewährt bis in die höchsten Stockwerke geleitet mancherlei wesentliche Vortheile, spart Zeit, Mühe und Seife, befördert Reinlichkeit, nützt bei Feuersgefahr u. s. w., allein als normales Trinkwasser kann es trotz alledem nicht anerkannt werden.

Wir wollen hier das umfassende Kapitel über Bäder noch nicht ausführlich besprechen, bemerken aber vorweg, daß wir bei aller Anerkennung der in vielen Krankheitsfällen höchst wohltätigen Wirkung des Wassers doch nicht das einzige oder allein naturgemäße Heilmittel in demselben erblicken (Hydrotherapie). Es wird ein arger Mißbrauch mit dem dehnbaren Begriffe „naturgemäß“ getrieben. Wo fängt die Natur an und wo hört sie auf? Dieselbe Natur, die uns das Wasser gab, hat uns auch das Kupfer, Blei, Quecksilber, Arsenik, kurz alle sogenannten Gifte zur verständigen Verwendung gegeben. Natürlich, wer's versteht; denn wir werden nicht alle scharf geschliffenen Messer deshalb als Mordinstrumente aus der Welt verbannen wollen, weil Kinder und Unverständige sich Schaden damit zufügen können. Als zur Zeit der Continentalperre das Chinin in Deutschland nicht aufzutreiben war, und man vergeblich nach einem ebenso wirksamen Surrogat suchte, erwarb sich der alte Heim durch Einführung des Arseniks (gegen Wechselfieber und Hautausschläge) ein großes Verdienst. Aber von ängstlichen und durch Theorien besangenen Gemüthern wurde er scharf getadelt, und Huseland fragte ihn ernst und feierlich, was er wohl antworten würde, wenn ihn Gott einst fragen werde, wie er die Anwendung eines solchen unnatürlichen Mittels, solch furchtbaren Giftes verantworten könne? Da lächelte der alte Heim und sagte, auf Huseland's Schulter klopfend: „Alterchen, das versteht Ihr nicht!“

In Bezug auf Bäder ist übrigens nicht zu vergessen, daß die sorgfältige Pflege der Haut durch dieselben ohne Zweifel zum Wohlbefinden und zur Erhaltung der Gesundheit sehr viel beiträgt, daß aber auch die Individualitäten sehr verschieden sind, und Mancher bei trefflicher Gesundheit gar kein Bedürfniß zum Baden fühlt. Wenn Kinder eine entschiedene Abneigung gegen Wannen- und namentlich Flußbäder haben, so soll man sie durchaus nicht dazu zwingen; wenn es aber sonst irgend möglich ist, lasse man sie — auch die Mädchen — im Sommer fleißig baden und schwimmen. Besonders vorsichtig sei man in Bezug auf die Temperatur sowohl der Luft als des Wassers und hüte sich, die Kinder einer Theorie zu Liebe mit Gewalt abhärten zu wollen. Der kindliche Organismus ist kein Ambos, auf welchen man blindlings hämmern kann. Es ist durchaus notwendig, den Instinct und das eigene Gefühl des kindlichen Alters zu respectiren, und dieses Gefühl widerstrebt entschieden den kalten Bädern unter 16° R. Für Wannenbäder muß man stets ein gutes Thermometer zur Hand haben, damit man den gewünschten Wärmegrad erhalte, denn auch für Erwachsene muß man bei der Zubereitung der lauen und warmen Bäder recht vorsichtig sein, da oft der Unterschied eines einzigen Temperaturgrades eine ganz verschiedene Wirkung hervorbringt. Sen-

sible Personen fühlen sich nach einem Bade von 26° angenehm beruhigt, haben wohlthuende Transpiration, Schlaf und Appetit, während sie nach einem Bade von 27° Aufregung, klopfende Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Appetitmangel bekommen. Gewöhnlich bezeichnet man als kalte Bäder die bis 15° R. temperirten, als kühle die von 15 bis etwa 22°, als laue die von 22° bis 26 oder 27°, als warme die von 28 bis 32° und als heiße die über 32° erwärmten. Für besondere Heilzwecke setzt man ihnen noch besondere Mittel zu, z. B. Abkochungen von Ameisen, von aromatischen Kräutern, Bouillon, Eichenrinde-Extract (Vohbäder), Eisenlösung, Lauge, Leim, Malzabkochung, Milch, Molken, Seesalz, Fichtennadel-Extract, Schwefelleber und manches Andere. —

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Schachaufgabe Nr. X, Seite 202.

- | | | |
|------------------------------|-------|------------------------|
| | Weiß. | Schwarz. |
| 1) T c 3 — e 3 | | |
| 1) . . . | A. | L h 6 — e 3 : |
| 2) T g 3 — e 3 : | | befiebig. |
| 3) D oder T † | | |
| 1) . . . | B. | L h 6 — g 5 oder g 7 † |
| 2) T g 3 — g 5 : c d . g 7 : | | befiebig. |
| 3) D oder T † | | |
| 1) . . . | C. | D e 2 — e 3 : |
| 2) T g 3 — e 3 † | | befiebig. |
| 3) D † | | |

Auflösung der Charade Seite 282.

„Abendröthe.“

Räthsel.

Zwei Silben find's, du hast sie oft;
Sie machen Räthsel ebenso wie Woden.
Man trenne sie, und unverhofft
Biegt, wer sie thut, perdanz! am Boden.

[2878]

Correspondenz.

Neugieriges Wesen (Jenny). Wir glauben nicht recht an das Wiener miraculöse Mittel gegen Sommerprossen, welches Sie von Hörentagen und nicht einmal bei seinem Namen kennen. Uns ist ein solches Mittel unbekannt, vielleicht daß eine unserer lebenswürdigen Wiener Leserinnen von diesen Heilmitteln Notiz nimmt und uns Näheres mittheilt.

„Glühende“ Verehrerin des Bazar. Wenn Sie mit Ihrer Frage nach einem Mittel, „welches Farbe und Falten des Alters früher ins Gesicht ruft, als es sonst der Fall ist“, sich nicht mit uns haben einen Scherz machen wollen, rathen wir Ihnen, mit sich keinen Scherz zu machen, den die Zeit nach übereinstimmender Meinung — die Ihrige ausgenommen — stets allzu früh selbst vollführt.

A. R. und „Passionsblume“ in B. Flecke von eisenhaltiger Tinte, sowie Rostflecke entfernt man aus Leinwand folgendermaßen: Mit einem Gemisch aus gleichen Theilen reiner Salzsäure und Wasser betupft man die Flecke und bestreicht sie nachher mit Schwefelammonium (aus der Apotheke); die Flecke erscheinen nun grünlich-schwarz. Hierauf betupft man sie wieder mit Salzsäure, die sie auflöst. Dies Verfahren wiederholt man etwa dreimal und spült dann rasch mit weichem Wasser aus. — Kupferflecke schafft man mit Salmiakgeist aus der Wäsche. — Wäsche, die mit der Zeit in Veräuerung gebracht wird (z. B. in Handschuhen) zu sehr schmerzhaften und gefährlichen Anschwellungen des betreffenden Körpertheiles Veranlassung geben. Wir empfehlen Ihnen die Wäschezeichenfarbe von J. C. F. Schwärze, Berlin, Leipzigerstraße 112, welche neben allem Zubehör unschädliche schwarze und rothe Wäschezeichenfarbe enthält. Der Preis eines schwarzen ist 1 Thaler.

A. M. Wir haben zwar kein Rezept zu einer Erdbeersmilde ausfindig machen können, rathen Ihnen aber nachfolgenden Weg zu deren Bereitung einzuschlagen. Reiben Sie frische Erdbeeren mit gutem Provencelöl zu einem dünnflüssigen Brei an, der dann in eine weithalsige, verschließbare Flasche gegossen und bisweilen umgeschüttelt wird. Nach zwei Tagen hebt man ihn durch ein Tuch, reibt eine neue Portion Erdbeeren mit dem Durchgeseihten an und verfährt in gleicher Weise wie vorher. Das Aroma der Erdbeeren ist dann in das Del übergegangen; letzteres muß aber erst durch Abseihenlassen und Filtriren durch graues Löschpapier gereinigt werden. Hierauf schmelzen Sie weißes Wachs und zwar $\frac{1}{2}$ des Gewichtes vom erhaltenen Erdbeeröl auf dem Wasserbade, gießen das Del hinzu und rühren, unter Zutropfen von etwas Wasser und (wenn die Masse zu erstarren beginnt) etwas Salpeteräther (Spiritus nitrico-aethereus, aus der Apotheke), bis zum Kaltwerden.

X. X. Pr.-Stargard. Es fragt sich, ob die Farbe des Piqués den zur Entfernung der Eisenflecke notwendigen Chemikalien Stand hält. Dies vorausgesetzt, betupfen Sie die Eisenflecke mit einer concentrirten Auflösung von Keesal, bestreichen dann den Flecken mit einem reinen Finnlöffel und waschen den Stoff rasch aus. — Alabastergegenstände tiktet man mit einem Teig aus gleichen Theilen gebrannten Auferschalens, feinstem gepulverten Gummiarabicum und Wasser.

Valentine. Aderstücken schafft man aus Gärten am sichersten auf folgende Weise fort: Man legt feuchte Strohballen (besonders Stroh aus Maisstoppeln) mit zerhackten Dbstäbchen oder Mohrrüben zc. auf die Beete, sucht die Schnecken vor Sonnenaufgang, ehe sie sich wieder in die Erde vertrocknen haben, von diesem Köder ab und tödtet sie dann durch Aufgießen von heißem Wasser oder Aufstreuen von ungelöschtem Kalk. Den Nachschnecken wird namentlich auch von Kröten nachgestellt, daher ist auch eine Bevölkerung des Gartens mit diesen harmlosen, viel verkanteten und nützlichen Thieren anzurathen. — Das Waschen mit guter Seife ist keinem Teint schädlich.

Marie W. Um weißen Pelz zu reinigen, woch man zunächst Marceller Seife in Wasser, bis sie zerfallen, setzt das Seifenwasser durch ein Tuch und läßt es so weit abkühlen, daß es nur noch lauwarm ist. In ihm wird das Pelzwerk nun durch öfteres Hin- und Herziehen und gleichzeitiges Drücken und Streichen mit der Hand abgewaschen. Man wiederholt dieses Waschen in lauwarmem Seifenwasser noch zweimal (ist das Wasser zu heiß, so wird das Pelzwerk leicht gelb oder leidet) und spült zuletzt in einer schwachen Lösung von Ammoniak in Flußwasser nach. Unausgedrückt wird der Pelz dann zum Trocknen an der Luft aufgehängt. Das halbfeuchte Haar wird mit einem weiten, das

troden gewordene mit einem engen Kamm glattgekämmt, hierauf mit einem Pulver aus $\frac{1}{2}$ Loth feinstem Pulver und 2 Loth feinem Talkum bestreut und schließlich mit einer weichen Bürste nachgebürstet.

Fr. C. D. in K. u. F. in Gr. Das Field'sche Theesieb ist eine kleine Blechdose mit Siebboden und einem hölzernen, luftdicht verschlossenen Deckel, der das Sieb an der Oberfläche des Wassers schwimmend erhält. Es es dort am besten ist, und die aufgelösten Theile zu Boden sinken geht die Extraction des Thees schneller von statten, und es enthält auch kein Bodensatz. Erfahrungsmäßig kann man durch das Field'sche Theesieb auch bedeutend an Thee sparen. Ein solches Sieb kostet dem Magazin für Hauswirthschaftsgegenstände, Berlin, Hausvogtelstraße 12, fünfzehn Silbergrößen. — Schreyfleder lassen sich, wie wir freundlich eine Leserin des Bazar mittheilt, aus Leinwand durch Erreiben mit Chloroform und Nachwaschen mit Seife entfernen.

Herrn J. F. in G. bei D. Eine Auswahl verschiedener Wäschegegenstände darunter auch Oberhemden, Nacht- und Kleiderstoffe für Herren, brachte der Bazar im Jahrg. 1869 auf Seite 268 und 69, ferner auf Seite 28 und 87 d. J.

A. v. L. Rittergut Z. Zu Kleidern von farbiger Seide werden Tante und Bluse von weißem Mull vielfach getragen; letztere aber mit schwebelnden Kleidern zusammen zu stellen, möchten wir nicht rathen.

G. in F. Der Rod einer Robe mit Schleppe wird in der Mitte nicht abgekrägt; er erhält daselbst je nach der Breite der gewählten Stoffe 1 bis 2 gerade Bahnen. Nur der vordere Rodtheil und die Seitentheile werden abgekrägt. Fertigen Sie das Seidenkleid mit glatter hoher Taille und tragen Sie eine Pelzermine, welche bis zum Taillenabschluss reicht, vom Stoff der Robe dazu.

G. S. in D. Sie finden einen solchen Handschuh auf Seite 42, unter Abbildung Nr. 52 des Jahrg. 1868.

M. S. in Böhmen. Die Frivolitätenbogen, welche am unteren Rand nicht geschlossen sind, werden mit 2 Schiffchen gearbeitet. Der Bogen des einen Schiffchens wird auf der linken Hand in gewöhnlicher Weise arrangirt; mit dem Faden des zweiten Schiffchens, welchen man zuvor mit dem anderen Faden verbunden haben muß, führt man die Fäden verschlingend aus, zieht diesen letzteren Faden straff an und schneidet mit dem um die linke Hand gewundenen Faden die Doppelnoten in gewöhnlicher Weise. Hat man die für einen Wogen erforderliche Anzahl geschürzt, so wird der Wogen an betreffender Stelle einem Knoten angehängt.

S. v. M. in U. Kleider von rosa Alpaca werden nur noch von Kindern und von ganz jungen Mädchen getragen; zu einem Costüm ist die Farbe nicht geeignet; wir würden eher noch rathen, eine Toilette für Abendgesellschaften oder Theater daraus zu arrangiren.

Zwei Schwestern in S. Nein, wählen Sie den sogenannten Pepsiqua. **G. W. in B.** Nächstens.

Abonnetin in Nr. Wir empfehlen Ihnen eine der Brauttoiletten auf Seite 235 d. J.

Frl. Glisse F. in B. Die beiden Morgenhäubchen Abbildung Nr. 62 und 63 auf Seite 176 können auch in Frivolitätenarbeit hergestellt werden. Wählen Sie zu Ausführung derselben einen einfachen hübschen Stein.

G. S. 28. Ein Dessin zu einem Haubensond in Fletguipüre finden Sie auf Seite 272 unter Abbildung Nr. 52 dieses Jahrg. Handen Sie die Fond am Außenrande mit Valenciennes oder guter gewebter Guipüre Spitze ein.

G. v. C. in W. Ihre erste Anfrage war mißverstanden worden. Die Flecke werden sich mit „präparirtem heftigem Fleckenton“ (von Dr. W. Wiederhold in Cassel zu beziehen) entfernen lassen oder mittelst eines Breies aus Thon (oder gebrannter Magnesia) und Benzin.

Abonnetin in S. Eiersilb wird am besten aus der Apotheke bezogen. **Abonnetin in Wien.** Machen Sie einen Versuch mit dem Starkeisener Präparat von Struwe in Oserode am Harz, das Sie wohl auch durch Wiener Droguenhandlungen beziehen können.

Junge Frau. Manches findet, dies verliert sich mit der Zeit. **Abonnetin in Frankfurt.** Bazar 1869, Seite 52.

J. F. in Bukarest und **Gr. Olga.** Wir wiederholen ungern Adressen. **Fluothron** Seite 218 d. J.; **Haarbleichwasser** Seite 202 d. J.

M. F. in W. Kashmir wird am besten durch Benzin in der chemischen Wäsche gewaschen.

Esperc. Betupfen Sie die Grassflecke mit wässriger schwefeliger Säure (aus der Apotheke).

v. W. Wir können doch nicht mehr thun, als wir gethan, d. h. Ihnen die genaue Adresse der Bezugsquelle melden. Das Uebrige ist Sache der Post.

Girtiger Abonnetin in C. Fragen Sie Ihren Arzt.

B. W. in Wien. Ihren Anforderungen würde am meisten wohl die österr. Landwirthschaftliche Akademie zu Proskau in Schlessen entsprechen. Das Programm der Akademie erhalten Sie durch den Director S. Settegast.

Emilie G. in W. Der in Terpentinöl gelöste Kautschuk wird nach dem Verdampfen wieder fest, daher eine solche Lösung zum Repariren von Gummischuhen, Aufkleben von Gummijohlen zc. benützt wird. Untergährtem Kautschuk (Ebonit) verfährt man eine Masse aus Kautschuk und Schwefel, die längere Zeit einer hohen Temperatur ausgesetzt wurde.

B. Z. Vor dem Gebrauch des Haarwassers von M. Richter in Berlin können wir nur dringend warnen; dasselbe enthält neben Chloroform Wasser und Spiritus Weiszucker und zwar ca. 1 Loth des letzteren in jeder Flasche.

Abonnetin in Prag. Dem Spalten der Fingernägel beugt man durch täglich wiederholtes Einfeilen derselben mit Provencelöl vor. Ein Bohnerwachs für Fußböden bereitet man wie folgt: 8 Theile gelbes Wachs werden mit 40 Th. Wasser in einem eisernen Kessel abgekocht; wenn das Wachs geschmolzen, legt man unter Umrühren eine filtrirte Lösung von 4 Th. Pottasche in 12 Th. Wasser hinzu, läßt kurze Zeit kochen, bis ein gleichmäßiger Brei entsteht, färbt mit $\frac{1}{2}$ Th. Oleum (der in etwas Spiritus gelöst wird), nimmt vom Feuer ab und rührt die Masse, bis sie kalt geworden, beständig um.

Abonnetin in R. Die deutsche Bezugsquelle der amerikanischen Ladirten Stahl-Tragen und Manschetten haben wir nicht erfahren können; vielleicht geht sie uns durch diese Notiz zu. — Nach wäsche Zeichenfarbe erhalten Sie bei J. C. F. Schwärze, Berlin, Leipzigerstraße 112; die Bereitungsweise derselben ist uns nicht bekannt.

D. B. Die vornehmste Bedingung beim Transport von Milch ist, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit für absolute Reinheit der Transportgefäße zu sorgen; damit wird dem Säuren der Milch am besten vorgebeugt. Reineise müssen die Gefäße (Holzfässer) gut mit heißer Sobalauge (1 Pfund Soda auf 250 Pr. Quarr Wasser) ausgekaut und mit Bürste und Sand geschwemmt werden. Ist es nöthig, die schon 12—18 Stunden vorher gemolkene Milch noch der kurz vor dem Versandt gemolkene zuzusetzen, so muß die länger aufzubewahrende Milch in flachen Gefäßen möglichst abgekühlt und kühl erhalten (auf 6—7 Grad Reaumur) werden. Macht eine hohe Temperatur der Luft im Milchlocal unmöglich, die aufbewahrte Milch ganz kühl zu erhalten, so darf die selbe keinesfalls der übrigen fügen zugelegt werden, da sonst der ganz Transport zur schnellen Säuerung geeignet gemacht wird. — Ein unschädliches chemisches Mittel, der Säuerung während des Transportes vorzubeugen, ist Zusatz von wenig doppelt kohlensaurem Natron zur Milch.

G. K. in S. Man feuchtet die Rückseite des Sammetstoffes mittelst ein mit Wasser benetzten Tuches an und zieht ein heißes Plättchen darüber; die gedrückt Stellen des Sammet richten sich dann auf.

M. Sch. in St. Wenn, was wahrscheinlich ist, die Fintenflecke in der farbigen Leinwende von einer eisenhaltigen Tinte herrühren, so wird es schwer halten, die Flecke fortzubringen, ohne der Zeugart zu schaden. Versuchen Sie es einmal mit Citronensaft.

Langjährige Abonnetin in Amsterd. Quecksilber ist ein elementarer (d. h. einfacher) Stoff und wird aus Quecksilbererzen (z. B. dem natürlichen Binnover oder Schwefelquecksilber) gewonnen. Die Bestimmung, daß es einmal an Quecksilbererzen fehlen dürfte, ist vorläufig nicht zu hegen.

Abonnetin in Potsdam. Sie werden immer wohl daran thun, beim Gebrauch des neuen Schlaumittels Chloralhydrat, die Größe der Gabe vorher durch einen Arzt bestimmen zu lassen. Im Allgemeinen rechnet man zur Erzielung eines achtfünftägigen Schlafes eine Dosis von $\frac{1}{2}$ bis 3 Grammen für einen erwachsenen Menschen. Ein sehr reines und wirksames Chloralhydrat fabricirt C. Schering, Berlin, Chausseestraße 21.

G. St. in Sp. Ein Mundwasser mit übermanganäurem Kali greift den Geruch ab, dringt in die künftlichen Bahne durch, nicht an. — Venetianische oder Marceller Seife ist eine aus Baumöl bereitete Kernseife, die in jeder Apotheke zu erhalten ist.

Rebus.

